

INHALTSVERZEICHNIS

<i>Jens Nydahl</i> Kultur als bindende Kraft.....	149
<i>Theodor Wilhelm</i> Partnerschaft um jeden Preis?.....	152
<i>Franz Götke</i> Es kommt nicht nur auf das Funktionieren an.....	160
<i>Fritz Schultz</i> Gedanken aus Nordschleswig nach 1945	168
<i>Hans Peter Johannsen</i> Grosse Dichtung – gesehen aus der Perspektive des Grenzlandes.....	173
<i>Fritz Fuglsang</i> Gotische Kunst im Herzogtum Schleswig	187

JENS NYDAHL, geb. 1883 in Kraulund, Besuch des Lehrerseminars in Tondern, Lehrer in Nordschleswig, Mittelschullehrer und Rektor in Altona und Berlin. Dezernent des Volksschulwesens in Berlin, Oberschulrat, 1926 Stadtschulrat von Berlin, 1933 von den Nationalsozialisten des Amtes enthoben, 1945 Bezirksbürgermeister in Berlin, 1948 bis 1951 Landesdirektor in Schleswig-Holstein, seit 1950 Erster Vorsitzender des Grenzfriedensbundes.

THEODOR WILHELM, Dr. phil., Dr. jur.; geb. 1906 in Eßlingen (Württ.); historisches, neuphilologisches und juristisches Studium; 1932 Pädagogischer Referent des Akademischen Austauschdienstes Berlin; 1937 Dozent an der Hochschule für Lehrerbildung in Oldenburg i. O.; seit 1951 Professor für Erziehungswissenschaft an der Pädagogischen Hochschule Flensburg-Mürwik.

FRANZ GÖTKE, geb. 1902 in Flensburg, 1927 Volontär in Niebüll und Schleswig, 1937 bis 1945 Feuilletonredakteur in Berlin, seit 1946 Feuilletonredakteur des Flensburger Tageblattes.

HANS PETER JOHANNSEN, geb. 1908 in Tingleff, Studium der germanischen und nordischen Philologie in Göttingen, Heidelberg, Kopenhagen und Kiel, Promotion 1932, 1933 beschäftigt in der Zentrale für Nordmarkbüchereien, 1934 mit der k. Leitung der Stadtbücherei Flensburg beauftragt. 1939 städtischer Bibliotheksrat.

FRITZ SCHULTZ, geb. in Apenrade 1930, Schulbesuch in Apenrade, Volontär bei den Zeitungen „Der Nordschleswiger“ und „Flensburger Tageblatt“, seit 1952 als Redakteur am „Nordschleswiger“ tätig

FRITZ FUGLSANG, geb. 1897 in Hadersleben, Studium der Kunstgeschichte in Freiburg und München, Promotion 1925, Assistent am Thaulowmuseum in Kiel, seit 1927 Direktor des Städtischen Museums in Flensburg.

GRENZ- FRIEDENS- HEFTE

ALS NEUE FOLGE
DER BRIEFE

Der Umstand, daß der Verfasser dieses Buches einen großen Theil seines Lebens auf dem unmittelbaren Schauplatz der politischen Kämpfe in Nordschleswig verbrachte und, bei aller Begeisterung für sein deutsches Vaterland, seit frühester Jugend ein reges Interesse für die nordische Literatur empfand, deren bedeutendste Erscheinungen er bis auf die Gegenwart mit wärmster Antheilnahme verfolgte, rechtfertigt wohl seinen Wunsch, durch eine unparteiliche Darstellung der Kulturentwicklung in den skandinavischen Ländern den besseren Theil des deutschen und des dänischen Publikums zu einer ernstlicheren Prüfung der Grundlagen des intellektuellen Lebens im Norden zu veranlassen, als sie unter dem störenden Einflüsse wechselseitiger nationaler Vorurteile bisher stattfinden konnte.

ADOLF STRODTMANN

in dem Vorwort zu seinem Buch „Das geistige Leben in Dänemark“ – Berlin 1873

Es machte den Schmerz nicht geringer, daß wir mit verlorenen Provinzen und einer an den Grenzen errichteten Mauer aus dem 19. Jahrhundert heraustraten mit Deutschland im Herzen.

JOHANNES V. JENSEN

„Tyskland og Danmark – Nordisk Aand“ Kopenhagen 1911

Als ich wegreste, schrieb ich eine dänische Übersetzung des Erbkönigliches ins Stammbuch des jungen Goethe, und zum Schluß die deutschen Zeilen:

*„Erinnern Sie sich, wenn längst ich schied,
Bei der Übersetzung des Vaters Lied,
Des Dichters vom Lande, wo Nacht und Wind
Und Elf und Schauder zu Hause sind.“*

*

*„In Weimar weht es schon mehr gelind,
Gott segne den Vater mit seinem Kind!“*

„Ja, ja!“ sagte Goethe, als er es gelesen hatte, mir freundlich ins Auge blickend und die Hand auf meine Schulter legend – „Ihr seid ein Poet!“ In mein Stammbuch schrieb er: „Zum Andenken guter Stunden, dem Verfasser des Aladdin.“

ADAM OEHLENSCHLÄGER Lebenserinnerungen, 1829

Kultur als bindende Kraft

Auf Grund seiner geographischen Lage ist das Schleswiger Land immer hineingezogen worden in nordeuropäische Auseinandersetzungen, aber nie hat es sein eigenes Schicksal selbst bestimmen können; es war ein politischer Spielball der Großmächte. In ruhigen Zeiten bildete es die verbindende Brücke zwischen Nord und Süd, sowohl in wirtschaftlicher als auch in kultureller Hinsicht. Im 19. Jahrhundert änderte sich die Lage durch die als Auswirkung der französischen Revolution auftretenden Verfassungskämpfe und nationalen Wellen, die viele Völker Europas ergriffen, das ruhige Schleswig zu einem volklichen Spannungsfeld machten und den verbindenden Charakter zu einem trennenden werden ließen. Führende politische Köpfe auf beiden Seiten erwirkten eine Anteilnahme fast des ganzen Volkes an dieser Auseinandersetzung. Nicht mehr dynastische Interessen oder solche einer führenden Adels- und Bürgerschicht sollten über das Schicksal des Landes entscheiden; das Volk schlechthin war zum bestimmenden Faktor aufgerufen worden. Der Gedanke des Selbstbestimmungsrechtes trat auf den Plan.

Nun setzte ein Ringen um jede einzelne Seele ein. Schulen und Kirchen wurden Stätten, in denen der Kampf um Sprache und Kultur ausgetragen wurde. Ob zur Zeit der dänischen Herrschaft, oder nach 1864, ein vom Staate ausgeübter Druck verschärfte die Gegensätze. Die Unfruchtbarkeit jeglicher „Koeller-Politik“ ist beiden Seiten allerdings erst nach bitterem Streit deutlich geworden – und sie hat am Ende des ersten Weltkrieges zu dem geführt, was kommen mußte: zur Teilung Schleswigs.

„Der große Riß“ trennte, wie die Dinge hierzulande liegen, Familien, Freundeskreise und Nachbarschaften. Die Festlegung der Grenze, sie mochte so gerecht wie nur denkbar sein, hinterließ auf beiden Seiten Minderheiten und führte zwangsläufig zu einer Fortsetzung des volklichen Kampfes. Nach anfänglichen Widerständen gegen die neue Regelung trat infolge des Stauning-Wels-Abkommens eine gewisse Beruhigung ein, die einer kulturellen Arbeit dienlich war. Der zweite Weltkrieg endete 1945 mit dem deutschen Zusammenbruch. Auch diese groß-politische Auseinandersetzung hat unser Land in seinem inneren Leben beeinflußt.

Unter der Führung dänischer Kreise wurde die Eingliederung von Südschleswig in den skandinavischen Norden angestrebt. Der gewaltige Zustrom zur SSV schien, in einer Welle nationaler Begeisterung für eine Wiedervereinigung mit

Dänemark, alle Hemmnisse, die auch nur sehr schwach waren, zu überspielen. Nur die zurückhaltende Art der Besatzungsmacht und die vorsichtige Haltung der dänischen Regierung verhüteten ein überstürztes Handeln. Freiheit und Wohlstand in dem demokratischen Dänemark übten eine magnetische Anziehungskraft aus auf die Menschen Südschlewigs, die jahrzehntelang in einem in wirtschaftlicher Hinsicht vergessenen Grenzland gelebt hatten, sich schwer in preußische Verhältnisse hatten einleben können und zwölf Jahre hindurch einer Diktatur unterworfen waren. Die dänische Bewegung glaubte verlorengegangenes Volkstum neu erwecken zu sollen, gründete Schulen, Kirchen, Büchereien und Organisationen auf den verschiedensten Gebieten, um eine Eingliederung des Landes in den nordischen Kulturkreis zu erreichen. Die Arbeit für dänische Kultur und dänisches Volkstum wurde durch die Gründung wirtschaftlicher Institute untermauert. Das „Selbstbestimmungsrecht“ wurde zum politischen Schlagwort.

Nur die allmähliche Konsolidierung der wirtschaftlichen Verhältnisse in der Bundesrepublik und ein allmählich erwachender Widerstand schleswigscher Menschen und Organisationen führten zu einer Wendung, die Jahr für Jahr einen Rückgang der dänischen Bewegung zeigte. Gleichzeitig überwand die deutsche Minderheit in Nordschleswig den Schock, den ihr begreiflicherweise die deutsche Katastrophe zugefügt hatte. Diese Entwicklung bestätigt die Auffassung derer, die die Meinung vertraten und noch vertreten, daß die Grenze von 1920 trotz schmerzlicher Erinnerungen die beste „Teilung Schlewigs“ darstelle. Die Kieler Erklärung von 1949 trug wesentlich zur Beruhigung bei, wengleich die führenden politischen Dänen Südschlewigs an ihrer Zielsetzung festhielten. Die Wahl im September dieses Jahres brachte dem dänischen Wählerverband eine schwere Niederlage. Schon vor einem halben Jahre hatte der Staatsminister Hedtoft den politischen Kampf in Südschleswig dahin charakterisiert, er sei nur noch eine Saga.

Die auf nationaler Basis geführte Grenzlandpolitik in dem engen südschlewigschen Raum wurde überschattet durch die große europäische Bewegung, der sich auch Dänemark aus Selbsterhaltungsgründen hatte anschließen müssen. Sie mußte zwangsläufig in jedem einzelnen Menschen ein Gefühl der Zwiespältigkeit aufkommen lassen. Hatte eine auf Grenzverschiebung arbeitende nationale Bewegung noch eine innere Berechtigung in einer europäischen Gemeinschaft, die auf eine Überwindung der Grenze hinarbeitete? Jedem Volke und jeder volklichen Minderheit wird in einer europäischen Union das Recht auf Pflege und Förderung ihrer Kultur und ihres Volkstums gesichert werden müssen. Entscheidend aber wird die Frage sein, ob diese Arbeit zu einer Vorleistung für politische Absichten sein darf. „Das Selbstbestimmungsrecht ist keine taktische Waffe für den Tagesgebrauch. Es ist kein Katalysator für die

Anreicherung nationaler Bekenntnisse“, schrieb die „Schleswig-Holsteinische Volkszeitung“. Auch der Vorsitzende des dänischen Grenzvereins, Holger Andersen, ein Mann aus dem Lande Schleswig mit großen Erfahrungen und politischem Weitblick, hat auf der diesjährigen Tagung des Grenzvereins versucht, der dänischen Südschleswig-Politik den aktivistischen Charakter zu nehmen und dem Geiste einer neuen Zeit Rechnung zu tragen. In seinem Schlußwort sagte er: „Wir wünschen nicht die großen Werte aufzugeben, die der Nationalgedanke uns eingebracht hat, aber wir müssen verstehen, daß die Zeit eine andere geworden ist. Es gilt jetzt, das Beste von unseren Idealen und Werten mit in die Welt hinüber zu nehmen, welche im Entstehen begriffen ist.“

Der Grenzfriedensbund glaubt für sich in Anspruch nehmen zu dürfen, daß er zu einem frühen Zeitpunkt auf diese neue, im Entstehen begriffene Welt hingewiesen hat. Er ist der Auffassung, daß bei einer Neuordnung und Verbesserung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in dem unentwickelten Grenzlande das kulturelle Leben von bestimmender Bedeutung ist. Wirtschaftliche Sicherstellung des einzelnen, die Entfaltung der Persönlichkeit in Treue zum angestammten Volkstum sollten das Leben der Menschen in unserer Heimat bestimmen. Die soziale deutsche Volkstumsarbeit des Grenzfriedensbundes ist Mißdeutungen ausgesetzt worden. Dies kann ihn ebensowenig hindern sie auszuüben, als daß er verzichten kann, wie bisher, Gespräche von Volk zu Volk anzuknüpfen und zu führen. Es besteht volle Klarheit darüber, daß diese Arbeit schwer ist und teilweise noch in beiden Lagern auf Hemmungen stößt, nichtsdestoweniger aber zur Forderung des Tages gehört.

In der Zukunft wird sich zeigen, ob der europäische Gemeinschaftsgeist sich als so stark erweist, daß er aktivistische nationale Strömungen im Zaum halten kann, ob Minderheiten ihre *wahre* Aufgabe in einer friedlichen Arbeit für kulturelle Förderung sehen und damit einen wesentlichen Beitrag für eine Verständigung benachbarter Völker leisten. Je stärker sich der europäische Gedanke auswirkt, desto reicher werden die Menschen des Grenzlandes durch die Werte deutscher und dänischer Kultur beschenkt werden. Nicht nur die Grenze, nein, alles Trennende wird zurücktreten, und die alten Bande zwischen den Menschen nördlich und südlich der Grenze werden neu geknüpft. Den Herbergsstaaten wird die Pflicht obliegen, den berechtigten Interessen der Minderheiten Rechnung zu tragen.

Partnerschaft um jeden Preis?

Vorbemerkung: Der nachstehende Aufsatz schlägt die Brücke zu unserem dritten Heft. Dort war von der wirtschaftlichen Partnerschaft zwischen Deutschland und den skandinavischen Ländern die Rede. Die kulturelle Fragestellung des vorliegenden Heftes ließ es wünschenswert erscheinen, den Begriff der Partnerschaft genauer ins Auge zu fassen und die Möglichkeiten und Grenzen der internationalen Partnerschaft grundsätzlich zu untersuchen. Diese Aufgabe hat dankenswerterweise Professor Dr. Wilhelm (Pädagogische Hochschule Flensburg) übernommen, dessen Partnerschaftsbuch (Friedrich Oetinger, „Partnerschaft als pädagogische Aufgabe“, Stuttgart 1953) in Deutschland zur Zeit im Brennpunkt der Auseinandersetzung über die politische Bildungsaufgabe der Nachkriegsjahre steht.

Der Partnerschaftsgedanke spielt in Deutschland heute vor allem auf zwei Gebieten eine Rolle: in der Wirtschaft und in der Außenpolitik. Die Wirtschaft meint damit ein Verhalten von Arbeitgeber und Arbeitnehmer, das aus dem Bewußtsein gemeinsamer Verantwortung und gegenseitigen Aufeinanderangewiesenseins erwächst. In der Außenpolitik ist es üblich geworden, sich auf Partnerschaft zu berufen, wenn man vom politischen Gegenspieler Gleichberechtigung erwirken möchte. Aber es ist die Frage, ob man mit der Einstellung „Als dein Partner habe ich das gleiche Recht wie du“ nicht am Kern des Partnerschaftsgedankens vorbeigeht, jedenfalls an dem, was uns in Europa am partnerschaftlichen Denken in erster Linie helfen könnte. Wenn Deutschland eine bessere internationale Position für sich zu erwirken hofft, indem es etwa den Amerikanern gegenüber an den Geist der Partnerschaft appelliert, so räumt es damit unversehens ein, daß das Maß der Partnerschaft vom Mächtigeren bestimmt werde, und es besteht die Gefahr, daß von der Partnerschaftsidee über kurz oder lang nicht viel mehr übrigbleiben könnte als ein Deckmantel für durchaus machtpolitisch begründete Interessen. Wir müssen verhüten, daß die Idee der Partnerschaft absinkt zu einem außenpolitischen Instrument der Siegernationen, deren Wünsche und Bestrebungen sie allenfalls zu „disziplinieren“ vermöchte, und daß sie auf der Seite der Ohnmächtigen eben eine neue Formel darstellt für den Appell an das Mitleid und die Großherzigkeit der anderen.

Es soll versucht werden, die Idee der Partnerschaft durch die Klärung ihrer Grundlage als hilfreiche Kraft für die Gestaltung Europas festzuhalten. Da sich immer deutlicher abzeichnet, daß Europa vor allem eine bestimmte *Lebensform*

ist, drängt sich der Ausgangspunkt für unsere Bemerkungen förmlich auf.

I

Partnerschaft ist eine Verhaltensweise

Damit soll vor allem negativ ausgesagt werden: sie ist kein politisches oder soziales Konstruktionsprinzip, etwa in der Weise, daß sich aus dem Gedanken der Partnerschaft unmittelbar und zwingend eine *föderalistische Konstruktion* Europas ableiten ließe. Auch wenn innerhalb Deutschlands oder innerhalb Westeuropas sich zentralisierende Neigungen verstärken sollten, wäre Partnerschaft immer noch möglich, denn auch eine starke Zentralgewalt kann sich durchaus partnerschaftlich verhalten; andererseits wäre auch bei einer sehr lockeren bundesartigen Gliederung Europas denkbar, daß die europäischen Nationen ganz erheblich gegen den Geist der Partnerschaft verstoßen könnten. Was wir uns alle wünschen müssen, ist, daß bereits der Verlauf der europäischen Integrierung bei allen beteiligten Nationen so feste partnerschaftliche Gepflogenheiten begründet, daß damit zugleich auch die Vorentscheidung für die künftige politische Lebensform unseres Kontinents getroffen ist.

Unser erster Satz deutet weiter darauf hin, daß sich echte Partnerschaft zwischen Nationen nicht in einem bloßen *Ausgleich* der wechselseitigen Interessen erschöpft. In solcher Bedeutung wird häufig von „geeigneten“ wirtschaftlichen Partnern gesprochen, etwa in dem Sinne, wie die deutsche Industrieproduktion der Chemikalien und der Eisen- und Stahlfabrikate in nahezu idealer Weise zum skandinavischen Export von Holz und landwirtschaftlichen Produkten „paßt“. Aber dieses „Zueinanderpassen“ legt den Gedanken nahe, daß Personen und Nationen zur Partnerschaft „geboren“ sein müßten – Personen etwa durch eine besonders aufgeschlossene kontaktfreudige Veranlagung und Nationen durch ebensolche psychologische Nationaleigenschaften oder durch eine bestimmte günstige Bodenbeschaffenheit oder Industriekapazität. Sehr wahrscheinlich werden derartige Voraussetzungen, wo sie vorhanden sind, das Aufkommen partnerschaftlicher Verkehrssitten erleichtern; aber die *conditio sine qua non* stellen sie nicht dar, sonst wäre es sinnlos, zur Partnerschaft *erziehen* zu wollen. Partnerschaft ist auch keine Ersatzkonstruktion für die herkömmliche Form des internationalen *Bündnisses*. Sie macht das zwischenstaatliche Bündnis zwar möglicherweise überflüssig, aber nicht etwa, weil durch die Partnerschaft gleich verbindliche Rechtsbeziehungen geschaffen würden, sondern weil der partnerschaftliche Austrag der Streitpunkte weniger Unsicherheit über die wahre Interessenlage auf beiden Seiten aufkommen läßt und infolgedessen das Bedürfnis, diese Unsicherheit durch den Abschluß eines Vertrages zu überbrücken, nicht so lebhaft empfunden wird. Daß auch verbündete Nationen jeden partnerschaftlichen Verkehr vermissen lassen können, hat zuletzt das

amerikanisch-russische Bündnis gezeigt und beweisen laufend die Bündnisse der Diktaturen mit ihren Satellitenstaaten.

II

Partnerschaft ist gewissermaßen das Aktionsprogramm für die Modernisierung des europäischen Zusammenlebens

Daß das menschliche Zusammenleben mit der Technik nicht Schritt gehalten hat, hat sich bei uns zuerst in den Betrieben gezeigt. Wir haben zwar unsere Maschinen mit äußerster Energie vervollkommen und durchrationalisiert, aber der menschliche Betriebsapparat, die Zusammenarbeit innerhalb der Belegschaft und zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ist im 19. Jahrhundert stecken geblieben. Da ist man bekanntlich allenthalben – nicht nur in Deutschland – bemüht, das menschliche Betriebsklima zu verbessern. Man sucht darauf hinzuwirken, daß auch der letzte Mann sich mit dem, was er tut, für den ganzen Betrieb, seinen Ruf, seine Erfolge, seinen wirtschaftlichen Kurs mitverantwortlich fühlen kann. Eine ähnliche Modernisierung des Zusammenlebens und Zusammenwirkens muß im Kreise der europäischen Nationen stattfinden, wenn Europa Gestalt annehmen soll.

Was zunächst geschehen muß, ist, daß wir unsere Vorstellungen davon, wie Nationen überhaupt ohne wiederkehrende gewaltsame Entladungen miteinander auskommen können, entschlossen „entrümpeln“. Die Muster, die uns bisher für die Konstruktion eines europäischen Nationengefüges angeboten worden sind, lauteten „Friede“, „Verständigung“, „Einheit“. Am Zukunftsbild eines „in Frieden“ lebenden Europas haben wir in den letzten zwanzig Jahren stark zu zweifeln gelernt. Nun müßte man, um sich darüber zu verständigen, natürlich zuerst klären, was jeder von uns unter Frieden eigentlich versteht. Genügt uns die Abwesenheit der „heißen“ oder erwarten wir vom Frieden auch das Ende der „kalten“ Kriege? Aber auch wenn wir uns mit einem Minimum von friedensähnlichen Zuständen begnügen wollen, läßt sich nicht verhindern, daß unser Bewußtsein sich an der Idee des „ewigen“ Friedens orientiert und die Verhältnisse, unter denen wir in Europa zu leben haben, am Maßstab eines idealen Endzustandes mißt, den man eines Tages erreichen werde, um ihn dann zu genießen, als wäre die europäische Geschichte am Ende angekommen. Offensichtlich haben die modernen Entwicklungen der Technik und die ungeheuren Veränderungen unserer sozialen Welt nicht nur den Krieg, sondern auch den Frieden komplizierter gemacht. Das „Gefährlich-leben“ Zarathustras ist aus einer verhältnismäßig harmlosen Devise der persönlichen Bildung zu einer entsetzlichen politischen Realität geworden. Aus allem, was in Deutschland seit 1940 über den Frieden geschrieben worden ist (von Ernst Jüngers Geheimschrift von 1943 bis zu den jüngsten Büchern von Friedländer und Pannwitz), tritt einem entgegen, daß wir nicht nur über die Formen

des Krieges, sondern auch über die Struktur des Friedens umzudenken lernen müssen. In der Überlieferung der deutschen Philosophie gehört der Friede in die Nähe der Ruhe, der Harmonie und der Passivität. Wir müßten es eigentlich schon heute alle wissen, daß der künftige Friede zwischen den Völkern unter Umständen gar nicht mehr idyllisch sein wird, sondern voller Risiko und voller Bewegtheit, und daß er nicht am Leben bleiben wird, es sei denn, wir werden allesamt ausgesprochene *Aktivisten* des Friedens. Zum Gedanken der europäischen Partnerschaft vermag man kein rechtes Verhältnis zu gewinnen, wenn man seine Friedensvorstellung nicht in dieser Richtung revidiert.

Oder da war die Idee der *Verständigung*. Mit ihrer Hilfe haben wir bereits nach dem ersten Weltkrieg Europa herbeizuführen versucht. Aber stand nicht auch hinter jener „Verständigungspolitik“ der zwanziger Jahre die Vorstellung, daß es möglich sei, im Verkehr der Nationen eines Tages dahin zu gelangen, daß jeder verständigungsbereit sein werde und Mißverständnisse gar nicht mehr aufkommen könnten? Wir erblicken heute die Illusion dieser damaligen Bemühungen nicht nur in der optimistischen Überschätzung der nationalen Willensqualitäten, sondern in der Gesamtkonzeption eines Endzustandes, in dem eine allgemeine Verständigungsbereitschaft überhaupt keine weiteren Konflikte zwischen den Nationen mehr aufkommen lassen werde.

Und gleiche Skepsis ist auch gegenüber der herkömmlichen Vorstellung von der *Einheit* Europas am Platze. Die Idee der „Einheit“ ist am radikalsten von der Pan-europa-Bewegung des Grafen Coudenhove formuliert worden. In dieser Formulierung lief die Einheit Europas auf die *Aufhebung der Grenzen* hinaus. Gewiß scheinen uns die Grenzen in Europa grotesk, und zumal im Weltbild der jungen Generation fast aller Völker unseres Kontinents nehmen sie sich ganz und gar antiquiert aus. Aber wir haben andererseits erfahren, daß die Kraft des Nationalen in Europa noch ungebrochen ist, und daher baut sich jeder eine gefährliche Illusion zurecht, der über die Grenzen des Nationalen in einem Rausch der Umarmungen hinwegtaumeln möchte. Nicht indem wir das Nationale ignorieren oder verdächtigen, kommen wir Europa näher, sondern indem wir die Kraft des Nationalen richtig *steuern*. Das nationalistische Amoklaufen gegen die „Kollaborateure“ zum Beispiel, an dem viele europäische Länder jahrelang Gefallen gefunden haben, wird heute auch von vielen Franzosen und Dänen als eine Fehlsteuerung der nationalen Potenzen empfunden. Aus solcher peinlichen Selbstzerfleischung kann nur eine Lebensweise befreien, welche die nationalen Kräfte aus ihrem krankhaften Selbstgenuß herausführt und in bündigen Wettbewerbssituationen nach außen hin zum Einsatz bringt. Genau dies ist das partnerschaftliche Verfahren. Auf ähnliche Weise wird sich Frankreich auch aus dem Trauma seines Sicherheitsbedürfnisses lösen müssen: auch die Erwartung endlicher, vollbefriedigender „Sicherheit“ verstößt gegen die Realität, daß Europa

nicht als ein Ruhekissen garantiert, sondern nur als lebendige Unruhe gelebt und durchgehalten werden kann.

III

Partnerschaft weist überhaupt nicht auf eine staatliche „Lösung“ hin, sondern sie hat einen bestimmten Stil des Streitens zum Inhalt

Sie ist der modernste und realistischste Ausdruck für die Erfahrung unserer Generation, daß der Krieg unter den heutigen Verhältnissen nur abgelöst werden kann durch eine „zivile Form, am Feind zu bleiben“. Ich habe in meinem Partnerschaftsbuch (siehe Vorbemerkung) dargelegt, daß das partnerschaftliche Verhalten zweier Gruppen (Spielteams, Konfessionen, Parteien, Nationen) die Konflikte zwar nicht aus der Welt schaffen kann, aber daß es den Partnern verbietet, in den „prinzipiellen Lebensstil“ auszuweichen. Es stellt sich heraus, daß, indem man „sich miteinander einläßt“, jene absoluten, dogmatisch-starren Zielsetzungen und Gesinnungen, in denen wir uns als einzelne wie als Nation so wohl zu fühlen pflegten und die so viel Unheil angerichtet haben, kraftlos werden. Es ist dann plötzlich gar nicht mehr so wichtig, auf welche fernen Glaubensziele jeder von uns schwört oder bis zu welcher tiefen Innerlichkeit er die Motive seines Verhaltens hinabtreibt, weil als „Wahrheit“ von den Partnern nur noch das empfunden und anerkannt wird, was sich im Vollzug der Kooperation selbst heraus schafft. Triebhafte Impulse unserer menschlichen Natur verlieren ihre Unheimlichkeit, sobald wir uns wirklich auf einem gemeinsamen Aktionsfeld zusammenfinden. Es zeigt sich dann zum Beispiel, daß es den sprichwörtlichen „kriegerischen Instinkt“, der die Menschen angeblich immer wieder zwangsläufig in Kriegen aufeinanderplatzen lasse, gar nicht gibt, sondern daß es Streitsucht, Beutegier, Ärger, Eitelkeit usw. gibt, die durchaus beherrschbar und lenkbar sind, solange sie sich nicht „arbeitslos herumtreiben“.

Im Verkehr der Nationen ist eine andere Seite des gleichen Sachverhalts von noch größerer Bedeutung. Die Einstellung vieler Franzosen zu „dem“ Deutschen und vieler Deutschen zu „dem“ Franzosen (aber es trifft ganz allgemein auf die psychologischen Beziehungen zwischen allen Nationen zu) ist weitgehend von allgemeinen *Gefühlen* bestimmt, die der Zusammenarbeit der Völker in Europa derart im Wege stehen, daß es vielfach zum Anpacken der gemeinsamen Aufgabe gar nicht kommt. Auch hier gilt: solche allgemeinen Gefühle der Sympathie oder Abneigung zwischen zwei Nationen sind nur solange gefährlich, als sie nicht durch einen konkreten Handlungsverlauf in Anspruch genommen und im Zaum gehalten werden. Jene bösen Attrappen, mit denen die politische Propaganda die modernen Massen versorgt und die sich im Verkehr der Nationen so verhängnisvoll ausgewirkt haben (der gewinnsüchtige Yankee, das perfide Albion, der deutsche Kommißstiefel, der dänische Hannemann, die liederliche Marianne),

konnten überhaupt nur deshalb zum Zuge kommen, weil sich unsere nationalen Gefühle arbeitslos herumtrieben. So waren sie jeder geschickten Verführungskunst ungeschützt ausgeliefert. Sobald wir es – aus Partnergeist – für notwendig finden, uns miteinander wirklich einzulassen, d. h. nicht nur Gesinnungen zu pflegen, sondern die Arena der internationalen Aufgaben und Verrichtungen wirklich zu betreten, werden wir auf diese Kollektiv-Attrappen nicht mehr reagieren. Dann werden unsere nationalen Sympathien und Antipathien einen Halt haben an den konkreten Erfahrungen der gegebenen menschlichen Begegnung.

Man kann den Sachverhalt, von dem wir sprechen, noch allgemeiner ausdrücken. Der nationalistische Fanatismus, der den Nationen in Europa das Zusammenkommen so schwer macht, beruht darauf, daß sich jede für ihre Einstellung auf einen sogenannten „letzten Wert“ beruft. Solche „letzten Werte“ waren in der Epoche der Glaubenskriege die Konfessionen, im 19. Jahrhundert die Nationen, im 20. das „Volk“ oder die „Rasse“. Auch das Bewußtsein des „Auserwählten Volkes“ gehört hierher – von der alttestamentlichen Lehre über die messianische Idee Rußlands bis zum modernen sittlichen Missionsglauben der Amerikaner oder bis zum kulturellen Sendungsbewußtsein der Franzosen. Solche absoluten Begründungen des Nationalbewußtseins liegen wie schwere Klötze auf dem Weg der Verwirklichung Europas. Wir können sie nicht einfach ignorieren. Es gibt nur einen Weg, sie unschädlich zu machen: indem wir aus den Höhen der ideellen Fixierungen in die Ebene der konkreten internationalen Aufgaben herabsteigen. Im Zuge der gemeinsamen Hantierungen erfolgt dann schnell ein heilsamer Lastenausgleich der jeweiligen nationalen Orthodoxie. Das ist die „pragmatische“ Heilkraft der Partnerschaft.

Wir können zur Herbeiführung der europäischen Partnerschaft also nichts dringender wünschen, als daß auf möglichst vielen Gebieten tatsächliche gemeinsame Werke der europäischen Nationen in Gang kommen. Das ist – mag man im einzelnen davon halten, was man will – der Fortschritt der Montanunion. Aber freilich, die Gelegenheiten für internationale Zusammenarbeit müssen viel zahlreicher werden und sich vor allem auch auf eine Ebene erstrecken, in der die *Jugend* eine Chance hat.

IV

Von den Grenzen der Partnerschaft

Geht man der Frage nach, woran es liegt, daß der Partnerschaftsgedanke gerade in Deutschland heute die Gemüter so zu faszinieren vermag, dann bemerkt man, daß es an der Verwandlung unserer sozialen Vorstellungen liegt. Der Grund ist offenbar unsere Erfahrung, daß gute demokratische Lebensformen und ein entsprechender Stil des politischen Handelns unter dem Himmel einer

hochgespannten, anspruchsvollen, verinnerlichten und pathetischen „Gemeinschafts“-Idee unter Umständen recht schlecht gedeihen. Wir haben die Erfahrung gemacht, daß Vertrauen mehr ist als Vertraulichkeit. Verlangt man auf diesem Gebiete von sich und den anderen zu viel, so erreicht man in Wirklichkeit nichts. Partnerschaft ist unter anderem auch eine Formel für unsere Erkenntnis, daß politische Bildung nicht möglich ist ohne eine regelrechte *Distanzpflege*. Es gibt dafür viele Wege; dem Spiel gebührt dabei zweifellos ein Ehrenplatz.

Distanz, so erkennen wir, ist kein Widerspruch zu echter Partnerschaft. Man kann durchaus „par distance“ zueinander stehen und dennoch beste Partnerschaft praktizieren. Vielleicht ist es besonders uns Deutschen vonnöten, uns klar zu machen, daß meine Entschlossenheit, mit dem anderen auszukommen, mich nicht gleich dazu verpflichtet, ihn brüderlich-überschwenglich zu umarmen.

Das könnte nun freilich nach der anderen Seite zu dem Mißverständnis führen, daß es für Partnerschaft überhaupt keine Grenzen gebe. Diese Grenzen gibt es durchaus, und sie lassen sich genau angeben. Sie liegen dort, wo das Angebot der Partnerschaft gar nicht aufgenommen werden *kann*, weil der auf der anderen Seite gelehrte Glaube *die Ausrottung des Gegners* verlangt. In der marxistisch-leninistischen Lehre ist das Hegelsche Prinzip der Dialektik bekanntlich zu einer historisch-materialistischen Antithesen-Philosophie entstellt. Die Weltgeschichte (so werden wir belehrt) verlaufe notwendig in Stoß und Gegenstoß, und erst die Liquidierung der einen Position gebe den Weg für den Fortschritt zur nächsten frei. Hegels Dialektik war ein grandioser Versuch, die Welt *geistig* zu interpretieren; hier erhob sich über den Gegensätzen die Totalität des Bewußtseins und nahm ihnen die vernichtende Schärfe. Von dieser idealistischen Ebene aus kann man sehr wohl zu partnerschaftlichen Gewohnheiten gelangen. Wenn aber – wie in der marxistischen Lehre – der Gegner nicht mehr ein Gegner im Geiste ist, sondern nur noch ein gefährliches Tier, dessen man sich entledigt, weil es die einfachste Weise ist, um die historische Gesetzlichkeit zu erfüllen, dann herrscht der Ausnahmezustand in Permanenz, und die Neigung zu partnerschaftlicher Kooperation mit dem Gegner steht auf einer Ebene mit Landes- bzw. Menschheitsverrat.

Wo auf der Grundlage absoluter Zielsetzungen der absolute Kämpfer das einzige Menschenbild darstellt, das erlaubt ist, wird Partnerschaft schlecht gedeihen können. Einer von solchen Vorstellungen beherrschten Welt gegenüber von Partnerschaft als pädagogischer Aufgabe zu sprechen, wäre in der Tat utopisch. Aber selbst hier trifft noch zu, was von dem Verhalten jeder Konfession gilt: auch wenn es aus Gründen der weltanschaulichen oder politischen Orthodoxie sehr unwahrscheinlich ist, daß der Gegner auf die Linie des partnerschaftlichen Stils einschwenkt, so entbindet uns das nicht von der Verpflichtung, das *Angebot* der Partnerschaft ständig aufrecht zu erhalten.

Es kommt nicht nur auf das »Funktionieren« an

Gedanken über die Kultur
und die wechselseitigen Theatergastspiele im Grenzland

Kultur als Lebenseinstellung

Von der Kultur zu reden ist eine ernste und sehr schwierige Angelegenheit. Sie ist es schon deshalb, weil dieser Begriff so vieldeutig ist und so oft mißbraucht wird. Das Wort Kultur kommt uns so leicht von den Lippen, so, als wäre es eine ziemlich selbstverständliche Sache und so, als ob jeder wisse, was damit gemeint sei – mit dem „Kulturwillen“, mit dem „Kulturbekenntnis“. Und doch müßte der Anfang lauten: welche kulturellen Ansprüche stellt jeder an sich selbst? Und jeder sollte dann seine eigene Beziehung zur Kultur untersuchen. Das scheint um so dringender zu sein in einer Zeit wie der unseren, in der die meisten Menschen ernsthaft nur an die äußeren Werte, nicht aber an die geistigen glauben, deren Inbegriff ja wohl die Kultur darstellt. Auch wer von der Kunst spricht, sollte sich fragen, ob sie für ihn mehr ist, als nur eine schmückende Zutat, nämlich ein strenges Erfordernis wirklicher Kultur. Kultur, das sind auch die persönlichen Beziehungen zur Kunst. Denn die Kunst gehört, so wie die Religion, die Wissenschaft und die Gesittung, zu der Gesamtheit jener Mittel, die wir Kultur nennen und welche, auf den lebendigen Menschen bezogen, ihre Entsprechung in einer gewissen Gesinnung und Seelenform findet, die man als Bildung bezeichnet. Kultur ist eine Lebenseinstellung und eine Einstellung zu leben. Der Kultur kann man nichts schenken, weil sie selber ein Geschenk ist.

Was die einzelnen Menschen in der Kultur suchen, ist etwas wesentlich verschiedenes. In der Religion sucht der eine Erlösung und Erhebung, der andere irdische Zuflucht. In der Kunst sucht der eine Schönheit und innere Sammlung, der andere Zerstreuung und Unterhaltung, Gesittung dient dem einen zur Vervollkommnung seines Wesens, dem anderen zur Anpassung an das Mittelmaß. Gleichsam zwitterhaft steht der satte Selbstzufriedene (dem man in allen sozialen Schichten eines Volkes begegnen kann) zwischen Geist und Natur: er richtet sich im Bereich der vom Geist gestalteten Lebensordnung wohnlich ein, indem er ihre äußeren Formen annimmt oder nachahmt, ihre materiellen Ergebnisse nutzt, aber ihr schöpferisches Element und ihren absoluten Sinn verfehlt. Er lebt im Bereich der Formen hoher Kultur, aber sie bleiben für ihn äußerlich und unverbindlich. Er hält an diesen äußeren Kulturformen fest, so als

wären sie bereits von einer hinreichenden Vollkommenheit. Das stete Weiterdrängen und Neuformen des schöpferischen Menschen beunruhigt ihn und bleibt ihm unverständlich. Statt dessen veräußerlicht er die gerade vorliegende Ordnung, indem er sie ihres inneren Lebens beraubt. Es kommt ihm nur noch auf das „Funktionieren“ an, nicht auf den schöpferischen Impetus, nicht auf die innere Wahrhaftigkeit, nicht auf die Unruhe des steten Bemühens. Ihm fehlt, wenn er von der Kultur redet – und gerade er tut es oft und meist mit Pathos – etwas Entscheidendes: die Demut. Menschen, die nicht mehr demütig sein können, sind in Wahrheit für die Kultur verloren. Denn Kultur ist etwas, dem man sich unterordnen muß, will man es besitzen. Den großen schöpferischen Werken und Werten der Kultur kann man nur mit Demut und Ehrfurcht begegnen, sonst wird man sie nie „begreifen“ und nie von ihnen „ergriffen“ werden. Die Ehrfurcht allein gibt uns das geheime Bewußtsein eines Reichtums und einer Erfülltheit. Wo die Menschen dem mechanisierten Denken und Leben, dieser großen Gefahr der modernen Kulturentwicklung, verfallen sind, erwächst ein ehrfurchtsloses Menschenbild, und es ist nicht von ungefähr, daß wir heute so oft und mit solchem Erschrecken vor dem Phänomen der Blindheit höheren Werten gegenüber stehen. Die Ehrfurcht ist die große und entscheidende Gegenhaltung zum Ressentiment. Kultur ist in einem ständigen Wachstum, und daher bedeutet sie eine ständige Beunruhigung. Wo das kulturelle Leben nicht mehr in Bewegung ist, stirbt es ab, und die Erscheinungsformen der Kultur werden zur leeren Konvention. Die Dichtung von heute kommt aus einem anderen Lebens- und Weltgefühl als etwa die vor dreißig Jahren. Das bedeutet nicht, daß die Dichtung jeweils an ihre Zeit gebunden ist. Sie ist es nur zu einem geringen Teil. Aber es ist leicht einzusehen, warum wir auf dem Theater die dramatischen Werke der Klassiker heute anders spielen sehen, spielen und deuten als etwa die Meiniger. Ja, selbst eine Max-Reinhardt-Inszenierung würde heute nicht mehr den gleichen Erlebniswert vermitteln, als sie es zu ihrer Zeit tat. Daß die Dichtung einer sich im Laufe der Zeiten immer wandelnden und erneuernden inneren Schau gewachsen ist, macht eben ihre Größe und Bedeutung aus. „Nicht Erfüllung, nur Verheißung vermag unser irdisches Leben zu bedeuten!“ Dieser Satz stammt von dem großen französischen Dichter Paul Claudel.

Die Kunst und der Mensch

Die Kunst bringt die Welt der Erscheinungen mit unserer inneren Sehnsucht nach dem Vollkommenen in anschauliche Übereinstimmung. Was wir als schön und eindrucksvoll im künstlerischen Sinne empfinden, ist eben die Vollkommenheit der anschaulichen Gestalt, wie sie die Welt in jenen Augenblicken annimmt, wo wir mit ihr eins scheinen. Wir dürfen die Kunst ebensowenig wie irgend ein anderes der kulturellen Gebiete für sich allein betrachten, sondern nur in Beziehung auf

den lebendigen Menschen, in dem alle jene besonderen Organe des Geistes ihre Einheit finden, denn sie sind bestimmt, ihn selber und diese seine ganze Welt zur allseitigen Vollkommenheit zu bilden – wenn auch diese Vollkommenheit ein unerreichbares Ziel bleibt, sondern eben nur eine Verheißung ist.

Ja, es ist eine ernste und schwierige Angelegenheit, von der Kultur zu reden. Denn wie viele Menschen gibt es heute noch, die nicht an die Dämonie der Technik glauben? Laut Gallup liest ein amerikanischer Industriemanager monatlich höchstens ein Buch, verkonsumiert aber im gleichen Zeitraum das Zwanzigfache an Fachliteratur. Und wie sieht es bei uns aus? Es gibt junge Menschen genug, und wir kennen sie gut, die mit einigem Wohlgefallen sich Beethovens „Neunte“ und eine Brahms-Sinfonie anhören und von Schillers „Wallenstein“ nicht unbeeindruckt bleiben (sofern man sie zu solchen Kunsterlebnissen hinzulenken versteht), aber in einen lebendigen Enthusiasmus geraten die meisten von ihnen eigentlich erst beim Anblick eines Düsenjägers. Das Erlebnis der Kunst und der Kultur bleibt auch ihnen, wie allen Menschen, nicht ganz verschlossen, ist aber oft keine innere Notwendigkeit mehr, und ihr „Seelenhaushalt“ gerät keineswegs in Unordnung, wenn sie darauf verzichten. Es ist zum anderen bezeichnend genug, daß man bei uns die Welt des Dichters trotz aller Hochachtung und Wertschätzung letztlich doch als eine lebensferne Welt der schönen Illusion ansieht.

Wer von „Kultur“ spricht, muß einen inneren Respekt vor ihr haben, darf es nur in Ehrfurcht tun, ja, er sollte es überhaupt nur tun, wenn er selber Kultur hat und in einem aufrichtigen und wahrhaftigen Verhältnis in ihr lebt. Sonst verliert der Begriff Kultur seine Würde und wird zur Phrase, und die Einrichtungen der Kultur verlieren an Lebendigkeit und werden zu Konventionen. Und das geschieht häufig genug! Mit einem „Bekenntnis zur Kultur“ ist es nicht getan, wenn die Kultur eine lebendige Kraft unseres inneren Wesens ist. Wir haben gar kein Recht, stolz auf unser „Volk der Dichter und Denker“ zu sein, wenn wir keine innere und aufrichtige Beziehung zu unseren Dichtungen haben und wir nicht bewegt und verwandelt werden durch die Gedanken unserer Denker. Dichter gibt es auch in China, und es kommt nicht darauf an, ob wir lesen, sondern, was wir lesen. Es kommt auch nicht darauf an, ob hier und dort Theater gespielt wird, sondern darauf, welches Werk dargestellt wird und wie echt unsere Beziehungen zu diesem Werk sind. Was bedeutet uns die Kultur, ehren wir sie, achten wir sie? Diese Frage muß jeder in Aufrichtigkeit sich selbst beantworten. Wer aber den Begriff „Kultur“ zum Schlagwort politischer Propaganda macht und also in sich selbst keine Kultur hat, dem sollte man auf die Finger klopfen und ihn aus dem Tempel weisen. Und auch von der Kunst sollte keiner reden, dem sie ein Ding außerhalb des Lebens ist. Sie ist ein Teil unseres Lebens. Aus ihr kommen nicht nur unsere Tröstungen, aus ihr kommt Anruf und Aufruf zur Tat. Dem spüre man nach und dies spüre man auf.

Im Spannungsfeld zweier Kulturen

Kunst ist Kunst, und wo auch immer sie in Erscheinung tritt, immer bleiben ihre Gesetze und ihre inneren Wirkungskräfte die gleichen. Wo sie verletzt werden oder versagen, kann von Kunst nicht mehr die Rede sein, und sie ist dann auch nicht mehr ein Bestandteil der Kultur. Kunst ist nicht das Vorrecht der Reichen oder Eingeweihten, sondern ruht mit ihren Wurzelkräften im Volkstum.

Die hier gestellte Frage nach dem Sinn und der Aufgabe, dem Wert und dem Unwert der wechselseitigen Theatergastspiele im nord- und südschleswigschen Raum mag eng erscheinen. In Wirklichkeit ist diese Frage, und besonders heute, nicht minder wichtig und notwendig als die Kunst- und Kulturprobleme, die in den europäischen Metropolen mit so großer Breitenwirkung erörtert werden. Auch in unserem Lande bleibt Kunst Kunst, und nicht minder groß ist die Verantwortung derer, die sie zu bewahren, zu pflegen und zu fördern haben. Diese Verantwortung tragen die Flensburger Städtischen Bühnen und auf der anderen Seite die in Südschleswig gastierenden dänischen Theater, und diese Verantwortung ist um so größer, da die Kunst sich oft im Strombett zweier Kulturen bewegt und sich oft an Menschen wendet, die sich von zwei Kulturformen angesprochen fühlen. Jede Bemühung, Menschen oder Volksgruppen einander näherzubringen, geht von dem Glauben aus, daß in der menschlichen Natur die Bereitschaft zu einem friedlichen Beisammenleben vorhanden ist. Nichts zugleich aber ist auch verhängnisvoller, als das Anders-Sein übersehen zu wollen und sich Illusionen hinzugeben, die nur zu Enttäuschungen führen können. Zwischen Deutschland und Dänemark ist die Kette befruchtender Wechselwirkungen auf allen Gebieten der Kultur nie abgerissen, und für diese Art von Beziehungen – und nur von ihnen soll hier die Rede sein – haben sich die politischen Verhältnisse als unmaßgeblich erwiesen. Je stärker das kulturelle Lebensgefühl eines Volkstums ist, um so unverwechselbarer ist die Prägung der kulturellen Eigenart. Wo zwei Kulturen aufeinanderstoßen oder miteinander leben, gibt es ein Spannungsfeld. Diese Spannungen soll man weder leugnen noch abzuschwächen versuchen. Man soll sie produktiv machen. Zum anderen gilt es, altes, gemeinsames Kulturgut in neuen Verbindungen aufzuzeigen. Wer sich diesen Aufgaben zuwendet und verpflichtet fühlt, muß frei sein von Phrase und Überheblichkeit und das in sich tragen, was wir als ein Kennzeichen allen Dienstes an der Kultur bereits kennzeichneten: Ehrfurcht und Aufrichtigkeit.

Von den mannigfachen Erscheinungsformen der Kultur soll hier nur von einer gesprochen werden, von der des Theaters. Im dramatischen Theater vollzieht sich eine der umfassendsten kulturellen Funktionen. In unserem schleswigschen Lande muß das Theater den Fächer seiner Kultur möglichst weit entfalten. Für das exklusive Experimentiertheater ist hier nicht der geeignete Lebensraum. (Daß es dennoch in den Flensburger Kammerspielen eine Pflegestätte gefunden hat,

ist erfreulich genug. Aber dies Theater des Avantgardismus muß bei dieser Betrachtung außer acht gelassen werden.) Die vornehmliche Aufgabe liegt beim „Volkstheater“, das heißt bei jenem Theater, in dem sich alle sozialen Schichten treffen, aus denen sich unser Volk zusammensetzt. Der mannigfaltige Ursprung dieses Publikums macht es zur Pflicht, sowohl die gebildetsten als auch die einfachsten Menschen zu begeistern und innerlich zu bewegen, was keine Kleinigkeit ist, jedoch die eigentliche Bedingung der Größe darstellt.

Es ist nicht schwer, die besonderen Aufgaben der wechselseitigen deutsch-dänischen Theater Gastspiele zu erkennen, aber es ist schwer, sie zu erfüllen. Das aber darf weder ein Grund zur Resignation noch zu Kompromissen sein, und das vielberufene Wort „Kulturwille“ – hier muß es sich erweisen. In der Kultur ist die Selbstgenügsamkeit ein gleiches Verhängnis wie die Stagnation. Kultur ist, wir sagten es schon, eine Beunruhigung, kein Ruhekissen für behagliche Stunden. Auch die „besinnliche Stunde“ führt ja zu einer inneren Beunruhigung, weil wir uns in ihr unserer selbst und aller Fragen nach dem Sinn und Wert unseres Lebens und Schicksals bewußt werden – und immer stehen wir am Ende vor Gott.

Wert und Unwert der Theater gastspiele

Die Zahl der deutschen und dänischen Gastspiele in Nord- und Südschleswig war in den letzten Jahren nicht eben gering. Manches war von Wert, vieles von Unwert. Wir dürfen nichts beschönigen und nicht den guten Willen für die Tat nehmen. Was war und was ist von Wert? Alles, was von der eigenen Kultur befruchtend auf die andere wirkte und wirkt. Immer ist das nur dem e c h t e n Kunstwerk gegeben. Jedes echte Kunstwerk ruht unbewußt im Mutterboden seines Volkstums. Das ist das Geheimnis seiner weitstrahlenden Wirkung. Smetanas böhmische „Verkaufte Braut“, Wagners deutsche „Meistersinger“, Holbergs dänischer „Jeppe vom Berge“, um nur einige Beispiele zu nennen, tragen allen Reichtum und alle Wunder der Folklore, und eben deshalb sind sie umfassender europäischer Kulturbesitz. Es ist leicht einzusehen, daß ein englisches handfestes, aber nicht sehr poetisches Theaterstück („Fall Winslow“), ins Dänische übersetzt und als Gastspielaufführung auf eine deutsche Bühne verpflanzt, weder beim dänischen noch beim deutschen Publikum eine irgendwie tiefere Wirkung zu erzielen vermag. Ja, solch ein Gastspiel erfüllt überhaupt keine kulturelle Funktion. „Das Mißverständnis“, dies depressive Stück des französischen Existenzialisten Albert Camus, vermag in dänischer Übersetzung in Kopenhagen zweifellos eine gewisse Schicht eines großstädtischen Publikums zu interessieren. Aber diese Publikumsschicht gibt es – und fast möchte man sagen: zum Glück – in der dänischen Minderheit Flensburgs nicht. Die dänischen Gastspielaufführungsbesucher befanden sich daher auch im Zustand einer inneren Leere und Spärlichkeit, und für die deutschen konnte der Umweg des

französischen Stückes über Kopenhagen weder befruchtend noch anregend wirken.

Ein so herzhaftes, farbiges deutsches Bühnenstück wie Zuckmayers „Katharina Knie“ bedeutet, als Gastaufführung in Nordschleswig gegeben, für die Deutschen einen Gewinn an seelischer Bewegung und das Erlebnis eines kulturellen Heimatgefühls. Es vollbrachte seine stille und schöne Wirkung selbst auf einer so kleinen Bühne, wie die in Lügumkloster. Man spürte es an jenem Abend: das Stück „kam an“ (wie es in der Theatersprache heißt) bei den Menschen unten im kleinen Saal. Es wären zu dieser Aufführung noch mehr Menschen gekommen, wenn man zuvor nicht einen Fehler begangen hätte, der sich jetzt rächte. Man hatte dort nämlich einige Monate vorher ein ins Deutsche übersetztes amerikanisches Konversationsstück mit einem behenden, intellektuellen Dialog gespielt („Geliebte Hexe“), ein Stück, wohl geeignet für ein Boulevardtheater, aber nicht für einfache, schlichte Menschen, die des Brotes der starken, klaren Dichtung, nicht der „hors d'oeuvres“ bedürfen.

Die Gefahr des Konventionellen

Hier wie dort also, und nur an diesen wenigen Beispielen (die sich leicht vermehren ließen) erläutert, erkennen wir den gleichen Fehler. Dieser Fehler ist gravierender Natur. Er beweist eine innere Unsicherheit der Verantwortlichen und verrät, daß für sie die Kunst eine „schmückende Zutat“, aber kein echtes und notwendiges Kulturerlebnis bedeutet. Er beweist noch ein anderes, nämlich, daß aus der kulturellen Lebendigkeit und Verantwortlichkeit eine Konvention geworden ist – die unerlässliche Konvention nämlich der regelmäßigen Theatergastspiele, hüben wie drüben. Das eben ist es, was wir meinen: es kommt nicht darauf an, daß Theater gespielt wird, sondern welche Dichtung aufgeführt wird, und mit welcher Aufrichtigkeit und Bereitschaft sie empfangen wird. Es kommt nicht auf das „Funktionieren“, sondern auf die kulturelle Sinnerfüllung der Gastspiele an.

Wollen wir nur die Unterhaltung, die Zerstreuung, den vergnügten Abend, dann sollten wir das Wort Kultur nicht bemühen noch mißbrauchen. Nichts sei gesagt gegen die Operette und die nylonbestrumpften Ballettmädchen. Nur ein arger Sauertopf wird daran die drei Stunden lang nicht sein Vergnügen haben, selbst wenn sich alles auf einer unzulänglich kleinen Bühne produziert. Man soll getrost in jedem Winter auch eine Operette spielen. Aber, wenn es sein kann, eine klassische deutsche Operette, die nicht aus dem äußerlichen Firlefanz, sondern aus der Substanz einer liebenswerten, „kulturfähigen“ Musik lebt. Die modernen Allerwelts-Operetten haben nichts mit deutscher Kultur zu tun, und bei ihren Aufführungen sollte man alle Festansprachen über Deutschtum und Kultur tunlichst unterlassen. Dort aber, wo etwa Goethes „Faust“ sich in einer kleinen nordschleswigschen Stadt verständlich machen kann, dort ist ein Stück deutscher,

abendländischer Kultur Wirklichkeit geworden. Und wenn wir Poul Reumert als „Swedenhjelm“ oder eine Holberg-Aufführung des Königlichen Theaters Kopenhagen in Südschleswig sehen, dann werden wir reich beschenkt und angeregt durch eine belebende Kraft und das „Anders-sein“ der dänischen Theaterkultur.

Was wir also brauchen? Werke der klassischen und modernen dänischen dramatischen Literatur von allgemeingültigem menschlichem Gehalt, gespielt mit den charakteristischen Merkmalen des dänischen Theaterstils. Und in Nordschleswig sollten wir vornehmlich das deutsche realistische Drama, das gepflegte deutsche Lustspiel und vor allem natürlich die deutsche Klassik spielen. Ganz selbstverständlich bleibt es, daß es für uns Deutsche immer eine wesentliche Bereicherung bedeuten wird, vom dänischen Theater, also aus dänischem Lebensgefühl heraus auch ein Werk Schillers oder Shakespeares zu sehen. Je echter das beiderseitige Lebensgefühl zum Ausdruck kommt, um so fruchtbarer wird immer die wechselseitige Beziehung der deutsch-dänischen Gastspiele sein, um so stärker wird sich das entfalten, was an Besonderheit in der Tiefe einer Kultur ruht.

Spielplan aus kultureller Verantwortung

In der Kultur geht es immer um den Menschen, um die Humanitas. Für die Verzerrung des Menschenbildes durch die laszive Konversationskomödie durch die psychoanalytische Dramatik oder die Verlogenheit der modernen Operette sollte auf den Bühnen unseres Landes, hüben wie drüben, kein Raum sein. Die Gastspiele müssen befreit werden von der Lässigkeit und Lieblosigkeit der Konvention. Es kommt auf einen Spiel-„Plan“ an – aus kultureller Verantwortlichkeit heraus aufgestellt von Menschen, die in sich selbst Kultur haben und von ihr in Demut wissen. Wir wissen sehr wohl, daß diese hohen Ziele sehr oft an den realen Schwierigkeiten scheitern und scheitern müssen. Die Termine, das künstlerische Arbeitspensum der Bühnen, die Abstimmung des Repertoires des ständigen Hauses mit den Gastspielorten ..., die Schwierigkeiten sind nicht gering und nicht zumindest auch finanzieller Natur. Aber man sollte sich ernsthaft bemühen, aus der drohenden konventionellen Erstarrung und zunehmenden inneren Planlosigkeit herauszukommen und durch die Tat den Kulturwillen beweisen. Nichts wäre in unserem Grenzland gefährlicher, als sich einer kulturellen Müdigkeit hinzugeben oder gar dem Kulturpessimismus anheimzufallen. Daß ein Bühnenstück den Vorzug hat, nur eine Dekoration zu benötigen, darf in Zukunft nicht mehr der entscheidende Ausschlag sein, es dem „Kulturaustausch“ anzubieten. Wir müssen, hüben wie drüben, in Zukunft echt und aufrichtig sein – in der Kultur und im Austausch. Nur das Echte hat im Leben wie in der Kunst Bestand und Größe. Und gerade und vor allem im Grenzlande kann

sich die Kunst nur voll entfalten, wenn sie auf Menschen trifft, die ihr Leben als eine kulturbewußte Aufgabe betrachten.

Gedanken aus Nordschleswig nach 1945

Die entscheidende Grundlage einer Minderheit ist ihr Kulturwille. Über die Richtigkeit dieser These hat es in den letzten Jahrzehnten des volklichen Ringens im alten Herzogtum Schleswig kaum eine unterschiedliche Auffassung in den beiden nationalen Lagern gegeben. Trotz der politischen Aktivierung zwischen 1933 und 1945 blieben das Kulturelle und die Stärkung des Kulturwillens auch in dieser Periode das Hauptanliegen der deutschen Arbeit in Nordschleswig.

Von dänischer Seite handelte man nach dem gleichen Grundsatz, als man nach 1945 den volklichen Dammbreach in Südschleswig zu einem kulturellen Vorstoß großen Ausmaßes ausnutzte. Als „Kulturoffensive“ wird dieser dänische Versuch, einer politischen separatistischen Bewegung durch Schaffung einer breiten kulturellen Basis Dauer zu verleihen, in die Geschichte Schleswigs eingehen. Mit einer gewaltigen kulturellen Kraftanstrengung sollte die natürliche Entwicklung der letzten Jahrhunderte korrigiert werden. Über die Größe und Dauer des dänischen Erfolges läßt sich heute noch nichts Endgültiges sagen.

Die Entwicklung der letzten Jahre hat indessen der politischen Bewegung der dänischen Minderheit in Südschleswig große Verluste zugefügt, und man glaubt auf deutscher Seite, daß dieser Rückgang weiter anhalten wird. Die dänische Minderheit wird also früher oder später vor der Notwendigkeit stehen, ihren politischen Irredentismus aufzugeben und sich auf eine rein kulturelle Linie festzulegen. Die deutsche Minderheit hat durch ihre Loyalitätserklärung bereits 1945 die Forderung auf Grenzrevision aufgegeben. Beide Minderheiten, so folgert man daher, werden durch die Entwicklung gezwungen, ihr Dasein allein auf ihren Kulturwillen zu gründen. Es ergibt sich also die Frage, ob die beiden Minderheiten diesen Prozeß überstehen werden, oder ob die Aufsaugung der Minderheiten durch die Staatsvölker nur eine Frage der Zeit ist.

Eine solche Entwicklung zeichnet sich gegenwärtig jedenfalls noch nicht ab. 1945 proklamierte man zwar auf dänischer Seite etwas voreilig das Ende der deutschen Minderheit. Die vergangenen Jahre haben inzwischen gezeigt, daß das Deutschtum in Nordschleswig lebenskräftig geblieben ist und sich aus der Katastrophe wieder erhoben hat.

Wenn das Deutschtum in seinem Kern auch in den dunkelsten Tagen nach 1945 sich selbst treu blieb, so sind dafür äußere Umstände und innere Gründe entscheidend. Zu den äußeren Umständen gehören zweifellos die dänischen Strafmaßnahmen, die den Charakter einer kollektiven Verurteilung und

Bestrafung der Minderheit hatten und die deutsche Gemeinschaft in Nordschleswig als Ganzes trafen. Die gemeinsame Not dieser Jahre, ebenso wie das Gefühl der Gemeinsamkeit in den Kriegsjahren, jener Zeit, die in vielen deutschen Familien Nordschlewigs schmerzliche Lücken gerissen hat, bildeten ein Treueband, das erst einige Risse bekam, als die unvermeidbare politische Auseinandersetzung über den Weg in die Katastrophe begann und die notwendigen Signale einer neuen Politik gehißt wurden.

Wesentlicher als das Gefühl des gemeinsamen politischen Schicksals aber sind die „inneren Gründe“, die als Erklärung für die bemerkenswerte Stabilität der deutschen Minderheit gesucht werden müssen. Diese inneren Gründe sind in erster Linie darin zu sehen, daß die deutsche Kultur tiefe Wurzeln in Nordschleswig hat und daß seit der Reformation fast ununterbrochen ein reicher Strom deutscher Kultur nach dem Norden geflossen ist. Denken wir doch einmal daran, daß seit mehr als 400 Jahren in ununterbrochener Folge das Wort Gottes in deutscher Sprache im Dome von St. Marien zu Hadersleben bis auf den heutigen Tag verkündet wird. Zahlreiche amtliche Dokumente, Kirchen- und Hausinschriften in niederdeutscher und hochdeutscher Sprache erinnern uns daran, daß Nordschleswig durch Jahrhunderte zu den „teutschen Landen“ der dänischen Krone gehörte, zu der verwaltungsmäßigen Einheit Schleswigs und Holsteins, die im Norden von der Königsau und im Süden von der Elbe begrenzt wurde. Durch Jahrhunderte war die Schulsprache in den nordschleswigschen Städten deutsch, abgesehen von Hadersleben, wo dänische und deutsche Sprache in Schule und Kirche stets nebeneinander bestanden. Ist es ein Wunder, daß viele Nordschleswiger im Laufe der Zeit ihre Ausbildung und ihre kulturelle Prägung in Deutschland erhielten?

Die natürlich und organisch gewachsene Entwicklung wurde erstmalig durch die Verordnung des dänischen Regierungskommissars Tillisch unterbrochen, als im Jahre 1850 die deutsche Unterrichtssprache in den Bürgerschulen abgeschafft wurde. Als Antwort wurden bald darauf deutsche Privatschulen gegründet. Dieser erste dänische staatliche Eingriff war ein schwerer Schlag gegen das Kulturdeutschtum unserer Heimat. Die zweite Schwächung des nordschleswigschen Deutschtums erfolgte durch die Grenzziehung von 1920, als große Teile der kulturell tragenden Schicht das Land verließen. Schließlich riß die Ausweisung vieler hundert Reichsdeutscher nach 1945 neue Lücken in die deutsche Kulturschicht, die seit 1920 allein auf sich gestellt und mit geringen Mitteln ihre kulturelle Aufgabe in Nordschleswig zu meistern suchte. Trotz aller Schwierigkeiten aber konnte die reiche deutsche Kulturtradition in Nordschleswig bis 1945 weitergeführt werden und blieb ein lebendiger Bestandteil der deutschen Arbeit.

Für die beginnende Sammlung des Deutschtums fast unmittelbar nach der

Katastrophe waren diese „inneren Gründe“ des Bewußtseins um diese reiche Kulturtradition entscheidend. Denn trotz aller Schwierigkeiten hatte die deutsche Minderheit in ihrem Kern ein bewußtes Verhältnis zur deutschen Kultur. Daher fanden sich auch schon bald aus innerer Notwendigkeit kleine Gruppen zusammen, die Leseabende, Lieder- und Musikvorträge veranstalteten. Vor allem der Jugend ging wohl erst 1945 in vollem Umfang auf, was Deutschtum eigentlich bedeutete. Ich glaube als deutscher Nordschleswiger der jungen Generation sagen zu dürfen, daß gerade für die Jüngeren die Frage einer Grenzrevision zum Beispiel niemals Bedeutung für ihr Bekenntnis zum Deutschtum gehabt hat. In den Jahren nach 1945 aber, als uns die Schwächen und Fehler des deutschen Volkes bis zum Überdruß klargemacht wurden, begannen viele Deutsche noch stärker als bisher die Suche nach dem anderen Deutschland, nach dem Deutschland der Dichter und Denker. Das schöpferische, fleißige und leistungsfähige Deutschland, das der Menschheit einen Martin Luther, einen Kant, einen Goethe und einen Beethoven geschenkt hat, dessen Wissenschaftler und Ingenieure für die ganze Welt Großes vollbracht haben, es lebte in uns weiter und gab uns die Hoffnung auf den Wiederaufstieg.

Die ersten Bemühungen um neue Ansätze des deutschen Lebens, die vor allem auch von der Jugend ausgingen, werden sicherlich für viele junge Menschen unvergeßlich bleiben, so wie in der Zeit der Niederlage überhaupt manches Saatkorn gelegt wurde, das noch lange Frucht tragen wird. Diese Zeit der ersten Sammlung war vielleicht die positivste in den vergangenen Jahren, weil kleinliche Fragen der praktischen Politik eine so unendlich geringe Rolle spielten.

Auf der Suche nach den Quellen des deutschen Wesens begegnete uns die deutsche Kultur in Büchern, in der Musik und im Bild. Welch einen Reichtum fanden wir nicht in den deutschen Volksliedern, die in ihrer Schlichtheit, Innerlichkeit und Musikalität zum schönsten Besitz unseres Volkes gehören und ein blühender Zweig am Baum des deutschen volklichen Lebens sind. Viele kleine Gemeinschaften junger Nordschleswiger pflegten diesen kostbaren Besitz, wenn sie auf ihren ersten Zusammenkünften nach 1945 im privaten Heim oder am Strand unsere Volkslieder sangen, jenes Liedgut, das die einfachen Menschen unseres Volkes stets ebenso liebten, wie unsere großen Dichter und Komponisten, und das in seiner spezifisch deutschen Prägung unser Herz unmittelbar anspricht.

Ist das nicht überhaupt der Kern unseres Kulturerlebens, daß die Musik, das gesungene, das geschriebene und das gesprochene Wort der großen deutschen „Dichter und Denker“ uns unmittelbarer und herzensbewegender ansprechen, als es bei den Angehörigen anderer Völker möglich ist, obwohl auch von anderen Völkern deutsche Kultur und Kunst geliebt werden, ja, die vielfach längst zum Gemeinbesitz der Welt geworden sind.

Verzweifelte Tiefe deutschen Wesens begegnet uns in der Musik von Johannes Brahms. Doch wie tröstend und erhebend wirkte sein „Deutsches Requiem“ nicht auf die vielen, die sich in einem dunklen Jahre nach dem Kriege versammelten, um diesem großartigen Werk in einer nordschleswigschen Kirche zu lauschen. „Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden“, und „ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet“, das waren damals Worte und Töne, die diese deutsche Kirchengemeinde einfacher Menschen unmittelbar ansprachen und die uns immer wieder bewegen und beglücken werden. Klarheit, religiöse Innerlichkeit und mannhafter Glaube, das sind Elemente deutschen Wesens, wie sie in der Musik von Johann Sebastian Bach zu uns sprechen, dem Thomaskantor und Meister der Matthäus-Passion und der h-moll-Messe. Groß und tief und rein und von klarer Formgebung ist seine Musik, und wie erschütternd klingt nicht der Schlußruf der h-moll-Messe in uns nach: „Schenke uns den Frieden.“ Ein einfacher Satz, wie das Große in der Kultur auch das allgemein Menschliche und Einfache ist; doch welch ein Herz brachte dieses Wort so zum Klingen. Die leidenschaftliche Gefühlswelt Beethovens, sein heftiges Ringen mit sich und seiner Umgebung, die Ausbrüche dieses deutschen Vulkans, sie führten schließlich zum lebensbejahenden und trotzigen „Dennoch“, das uns in den mannhaften Schlußsätzen seiner Sinfonien widerklingt. Überall begegnet uns das deutsche Wesen in den Werken dieser Großen, die das aussagen, was in unseren Herzen anklingt, das, was wir selbst vielleicht nicht zu formen vermögen, was wir nur fühlen können und das schließlich doch unser Besitz wird, weil es in unser inneres Bewußtsein dringt und unser Herz erfüllt.

Wie schön und von edlem Maß ist nicht die deutsche Sprache, wenn Goethe in seinen Werken zu uns spricht, wenn wir seinen „Tasso“ lesen oder wenn gar die wunderbar gemeißelten Sätze des Schauspiels auf der Bühne echtes Leben gewinnen. Dann bewegt uns die Vollendung der Sprache wohl ebensowohl, wie die menschliche Tiefe des Dramas. „Alles, was des Menschen Herz bewegt“, spricht zu uns in den Werken dieses größten deutschen Dichters.

Lassen Sie uns zum Schlusse das deutsche Wesen in einer Idealgestalt suchen, wie sie uns der große deutsche Künstler Albrecht Dürer überliefert hat, in dem Bild vom Ritter, der an Tod und Teufel vorüberreitet. Vor mehr als 400 Jahren schuf Albrecht Dürer sein weltberühmtes Bild, und noch heute vermag es in seiner symbolischen Kraft zu uns zu sprechen. Zielbewußt und entschlossen sitzt der Ritter auf seinem Pferd und folgt unbeirrbar dem Pfad auch durch jenen Hohlweg, in dem die häßlichen Erscheinungen von Tod und Teufel auf ihn lauern. Die schöne und edle Gestalt des Ritters steht in scharfem Kontrast zu den widerwärtigen Gestalten, denen er auf seinem Wege begegnet, und denen wir Menschen auf unserem Lebensweg innerlich und äußerlich immer wieder gegenüberstehen. Die Symbolik dieses Bildes konnte wohl in den vergangenen

Jahren deutsche Menschen ansprechen, die Gestalt des Ritters, der auch im Unglück Haltung bewahrt, denn eben das macht ja den Ritter aus, auch in unserer Zeit. So stellte Albrecht Dürer den ritterlichen Menschen als deutsches Ideal hin, wie Goethe später im Faust.

Deutsches Wesen begegnet uns auch in Caspar David Friedrich, dem romantischen Maler der Innerlichkeit und des deutschen Hanges, aus der Endlichkeit in die Unendlichkeit zu streben. Seine Landschaftsbilder mit dem christlichen Zeichen des Kreuzes haben Farben des Himmels und weisen in den unendlichen Raum. Wie klein ist daneben der Mensch, und wie einsam ist er dargestellt auf dem Bild vom „Mönch am Meer“, so einsam wohl, wie in Novellen von Hermann Hesse. Deutscher Hang zur Innigkeit und christliche Demut haben sich bei Friedrich zu Farbenkompositionen vermählt, deren künstlerische Ausdruckskraft Saiten unseres Wesens zum Klingen bringen, so gut, wie es ein Volkslied oder ein Werk von Johann Sebastian Bach vermögen.

Je mehr wir uns in den Reichtum der deutschen Kultur vertiefen, und je stärker wir am Theater- und Musikleben Deutschlands teilnehmen und seine Literatur kennenlernen, desto glücklicher wird uns das Bewußtsein machen, diesem großen Volke anzugehören. Recht viele junge deutsche Nordschleswiger müssen die Möglichkeit erhalten, die deutsche Gefühlswelt und den deutschen Lebensstil kennenzulernen, wie beides in den Schöpfungen der Großen unseres Volkes höchsten Ausdruck gefunden hat. Wenn wir die Auseinandersetzung der beiden Volkstumskreise unter diesem kulturellen Aspekt betrachten, wird uns klar, daß das Ringen in unserem Grenzland nicht als etwas Statisches betrachtet werden kann, als etwas, das sich in bestimmten Formen, in bestimmten Größen und innerhalb festgelegter Grenzen vollzieht. Ein echtes kulturelles Ringen wird man kaum jemals offiziell als „beendet“ erklären können. So betrachtet, bedeutet auch die Aufgabe der Forderung auf Grenzrevision nur die Befreiung von einem Ballast, der keinen entscheidenden Wert für die deutsche Minderheit darstellt, und den Weg freimacht zu einem echten kulturellen Wettbewerb.

Die besten Werte der deutschen Kultur den deutschen Nordschleswigern und vor allem ihrer nachwachsenden Jugend zu vermitteln, bleibt daher nach wie vor unsere vornehmste Aufgabe. Mögen die Dänen uns auch in manchen anderen Dingen des volklichen Ringens überlegen sein; wenn wir uns nur auf den Reichtum unserer Kultur besinnen und sie in größerem Maße als bisher zum echten Besitz unserer deutschen Volksgruppe in Nordschleswig machen, dann werden wir uns nicht nur in der volklichen Auseinandersetzung behaupten können, sondern mit einem natürlichen Wachstum rechnen dürfen. Die demokratische Gesinnung und der kulturelle Reichtum unseres Volkes sind die Grundlagen, auf der wir unsere Zukunft als Deutsche, als Nachbarn und hoffentlich auch als Freunde unseres nationalen Partners und Landsmannes bauen können.

Grosse Dichtung – gesehen aus der Perspektive des Grenzlandes

*Bemerkungen zu Werken von Theodor Fontane, Thomas Mann,
Jens Peter Jacobsen und Hermann Bang*

I

Hervorragende Namen der Dichtungs- und Geistesgeschichte beflügeln die Phantasie des Lesers. Unbeschadet des persönlichen Verhältnisses, das den einzelnen an eine schöpferische Gestalt bindet, stellt sich bei ihrer Namensnennung eine Reihe von festen, gleichbleibenden Vorstellungen ein. Klopstock ist der Dichter des Messias, der Schöpfer großer Oden und damit der Schöpfer des modernen deutschen lyrischen Sprachtones. Der Däne Jens Baggesen, der sich übrigens als Bewunderer Kants auch Immanuel nannte, besitzt als einer der Erneuerer der dänischen Sprache eine unangetastete Position in der dänischen Geistesgeschichte. Er ist allerdings mehr genialer Kritiker als Dichter. Der Klang dieser beiden Namen erhält eine besondere Färbung, wenn sie im Grenzlande genannt werden, denn mit Klopstock verbindet sich für die geistesgeschichtlich denkenden Schleswig-Holsteiner die Tatsache, daß der Staatsminister Bernstorff im Namen des Königs den Dichter 1751 nach Kopenhagen rief, wo er bis 1770 blieb, so daß in seine große Ode „Frühlingsfeier“ die Wiesen und Wälder Lyngbys eingehen konnten und Klopstock als erster die nordische Mythologie in die deutsche Poesie einführte. Jens Baggesen war von 1811 bis 1813 Professor der dänischen Sprache und Literatur in Kiel. Sein „Labyrinth“ enthält Schilderungen der Lüneburger Heide, Mannheims, Eutins, Straßburgs, die auch heute noch zur lebendigen und großen Literatur gerechnet werden müssen. So ruft die Nennung dieser Namen eine Reihe von Vorstellungen wach, die in uns das Bild des Gesamtstaates als einer harmonischen Periode der bewegten Geschichte der Herzogtümer und Dänemarks erstehen lassen, einer Periode, in der politische, wirtschaftliche und kulturelle Kräfte gleichermaßen fruchtbar ausbalanciert waren.

Anders ist es – oder scheint es zu sein, wenn wir an Namen denken, die nach 1864 das Geistesleben prägen. Theodor Storm ist nicht nur ein deutscher Dichter, er ist auch Sprecher des verletzten Rechtsgefühls seiner Heimat. Hermann Bang ist nicht nur einer der klassischen dänischen Impressionisten, sondern auch Interpret nationalen dänischen Schmerzes von 1864. Auf der anderen Seite korrespondiert Storm im Jahre 1883 mit einem Realschuldirektor im jütischen

Lemvig, dessen Vater zwischen den Kriegen Lehrer in Husum war, wegen einer Übersetzung seiner Novellen in das Dänische und bezeichnet diese Korrespondenz als ihm ganz angenehm; er fügt dann hinzu, daß die große liberale Partei des Volkes in Dänemark, wie ihm aus Lemvig geschrieben werde, gern die Hand zur Freundschaft mit Deutschland ausstrecke. Bang seinerseits gibt an verschiedenen Stellen seiner rückhaltlosen Bewunderung Berlins als geistigem Zentrum Ausdruck. In jenem Zeitraum, der nunmehr in sich geschlossen und historisch bewertbar ist, nämlich in der Periode von 1864 bis 1918, findet in größerem Umfange als man bisher annahm, ein Gedankenaustausch zwischen repräsentativen Persönlichkeiten des deutschen und dänischen Geisteslebens statt – trotz „Köllerpolitik“, trotz dänischerseits bisweilen ostentativen Abbruchs mancher Gespräche, die die Generationen zuvor in Nord und Süd verbunden hatten.

Es ist im Grenzlande von Interesse, sich dieser Tatsache zu erinnern; es ist darüber hinaus wichtig, sich eine Vorstellung von dem jeweils die Zeiten bewegenden Geist zu machen. Außer Storm und Bang verzeichnet man keine Dichter, die das vorwiegend epische und nur selten dramatische Geschehen unserer Heimat, das seine Wurzeln in der Begegnung zweier Kulturen auf schmalen Raum hat, in ihr Werk aufnehmen. Es gibt eine sogenannte Heimatdichtung auf beiden Seiten der Grenze, aber gemessen an ästhetischen Maßstäben handelt es sich bei ihr mehr um den Vortrag von Meinungen und Gesinnungen, als um wirklich dargestellte und zum Sinnbild erhobene Deutungen. Die Bewohner des Grenzlandes werden lebhaften Anteil an einer Kunstschöpfung nehmen, in der sie bis zu einem gewissen Grade selbst die handelnden Personen sind, aber sie werden in erster Linie jene schöpferischen Gedanken und Bilder in sich aufnehmen, die von den Künstlern des Volkes geschaffen wurden, dem sie sich in Treue verbunden fühlen. Sie werden, wenn sie ihr Leben als besonders reich von der Grenzlandmelodie erfüllt empfinden und es bewußt als ein Geschenk gestalten, auch zu erfahren suchen, in welcher Weise im Nachbarvolk der Geist Gestalt wurde. Sie werden dies in unserem Jahrhundert um so mehr tun, wenn nicht das Bemühen um ein europäisches Gesamtbewußtsein, das eine reale Notwendigkeit ist, eine Farce bleiben oder gar in ein Kokettieren mit modischen Gedankengängen münden soll. Die europäische politische Wirklichkeit fängt bei dem einzelnen an, bei seiner Bereitschaft, sich um etwas Großes zu mühen, bei seinem Willen zur Beachtung fairer Spielregeln. Diese Wirklichkeit aber ist nur denkbar, wenn sie in der Kenntnis und der Liebe zu eigenen Werken des Geistes wurzelt, und andererseits durch die Bereitschaft, auch von anderer Leute Art Kenntnis zu nehmen, geprägt ist.

Das Geistesleben der europäischen Völker verläuft in Einzelepochen, deren Gesetze fast immer in allen Völkern wirksam wurden. Obwohl nun der Zeitraum

von 1864 bis 1918 dadurch gekennzeichnet ist, daß sein geistiges Gepräge uneinheitlich, ja zerrissen ist, kehren doch auch in ihm im deutschen und dänischen Volk gleiche Grundgedanken ein. Ihnen nachzuspüren dürfte sich verlohnen, weil es im Grenzlande interessiert, wie die repräsentativen Gestalten beider Nationen einer uns noch so nahen Epoche Menschen und Welt betrachteten und bewerteten. Es kommt uns auf die Interpretation der Dichtung gerade unter diesem Gesichtspunkt an. Die Dichter auch dieser Epoche stehen vor den gleichen großen Fragen des menschlichen Lebens, es interessiert die Antwort auf diese Fragen, die Antwort in ihrer Vielfalt. Wenn es richtig ist, eine Europaforschung zu fordern, und wenn man darunter die Untersuchung der materiellen und geistigen Daseinsgrundlagen unseres Kontinents versteht, dann gehört in diesen Aufgabenkreis auch eine erneute Betrachtung der großen Literatur, eine Betrachtung, die aus Erkenntnisdrang, aber auch mit dem Ziel der Auswertbarkeit betrieben wird. Im großen Atem des Geisteslebens wird sich immer das „physiognomatisch Nationale“ durchsetzen, wer aber sich in der Enge zu bewahren trachtet, wird der „biederer Unbeträchtlichkeit“ anheimfallen.

II

Als der alte Theodor Fontane über die Kunst des jungen Gerhart Hauptmann den Satz schrieb: „Er gibt das Leben, wie es ist, in seinem vollen Graus; er tut nichts zu, aber er zieht auch nichts ab. Dabei (und das ist der Hauptwitz und der Hauptgrund meiner Bewunderung) spricht sich in dem, was dem Laien einfach als abgeschrieben Leben erscheint, ein Maß von Kunst aus, wie es nicht größer gedacht werden kann“, sprach er im Grunde das Programm des Naturalismus in der Literatur aus. Er bewies mit dieser Einsicht zugleich, daß er als eine Übergangfigur zwischen dem poetischen und dem naturalistischen Realismus bezeichnet werden kann. Die Naturalisten und insbesondere die Impressionisten der Literatur wollten auf die Darstellung des Besonderen, des Individuellen hinaus, während die Realisten sich um das Allgemeine, das Typische, das Bindende mühten. In Deutschland wie in Dänemark ist die Literatur des Naturalismus nicht ohne die Philosophie der Aufklärung zu verstehen; sie knüpft dort an, wo die Romantiker sich gegen das 18. Jahrhundert wendeten. Der Mensch wird in erster Linie unter dem Eindruck zunehmender naturwissenschaftlicher Erkenntnis begriffen und bewertet, und zugleich beurteilt man das politische Zusammenleben der Menschen nach den Grundgedanken der französischen Sozialphilosophie des 19. Jahrhunderts. Am impressionistischen Stil wird der Grundcharakter der Zeit besonders deutlich. Im Impressionismus siegt der Moment über die Dauer und den Bestand. Man ist in jener Epoche skeptisch gegenüber allen mystischen, kultischen und gemeinschaftbildenden Kräften. Symbolkraft hat in diesem Zusammenhang der Titel des Hauptmannschen Dramas „Einsame Menschen“.

Der Naturalismus kennt keine konsequenten Helden oder ausgemachte Schurken, nicht schwarz oder weiß, sondern graumeliert sieht er die Menschen. Die Romantik gab ein farbenprächtiges Gemälde der Welt und idealisierte sie, der Naturalismus photographiert die Welt. Er hat dabei den Vorzug der größeren Genauigkeit und dort, wo der Geist in ihm weht, der tieferen Wahrheit und Wirkung.

Die Menschen des Grenzlandes erfreut und beglückt, wie alle anderen, die gedankliche Tiefe und die schöne Form einer Dichtung. Sie erleben die Welt im Geiste ihrer Dichter und sind interessiert daran, zu erfahren, welche Antworten die Dichter des Nachbarvolkes auf die Grundfragen des Daseins geben. Zu diesen Grundfragen gehören das Verhältnis des Individuums zum Volk und zum Staat, zu diesen Grundfragen gehört auch die Stellung des schöpferischen Menschen in der Welt. Wir sagten schon, daß auch in der Periode von 1864 bis 1918 große Deutsche eine klare und positive Vorstellung von Dänemark gehabt haben; das sind insbesondere Theodor Fontane, Thomas Mann und Rainer Maria Rilke. Umgekehrt kann man unschwer die Bedeutung deutscher Landschaft und deutscher Geistigkeit in jenen Jahrzehnten für Jens Peter Jacobsen, Hermann Bang, Karl Gjellerup, Harald Kidde u. a. nachweisen. Betrachten wir aber im heutigen Zusammenhang die Gedanken Fontanes über das Volk und den Staat in seinem Alterswerk „Der Stechlin“ (1888) und in Jacobsens Roman „Niels Lyhne“ (1880), versuchen wir weiter die Stellung des Künstlers in der Welt an Manns „Tonio Kröger“ (1914) und Bangs „Die Vaterlandslosen“ (1906) abzulesen; wir werden auf abweichende und übereinstimmende Antworten stoßen.

III

Fontanes Romane der Spätzeit sind der Beginn und die Meisterschaft der deutschen impressionistischen Literatur zugleich. Auch von ihnen könnte gesagt werden, was er selbst von seinem ersten Roman „Vor dem Sturm“ sagte, nämlich daß sie eintreten für Werte der Religion, der Sitte, des Vaterlandes, daß sie aber voll Haß gegen die „blaue Kornblume“ und gegen „Mit Gott für König und Vaterland“, will sagen: gegen die Phrasenhaftigkeit und gegen die Karikatur jener Dreiheit sind. Dessen wird man sich erinnern müssen, wenn diese Romane andererseits freilich eine gelassene Aufzeichnung einer sich auflösenden Welt darstellen, einer Welt, deren Lebenswerte als relativ empfunden werden. Wenn wir diesen Sachverhalt, der keinen Widerspruch in sich, sondern ein resigniertes Begreifen der Welt darstellt, beachten, und uns nunmehr dem „Stechlin“ zuwenden, so muß zunächst festgestellt werden, daß dieser Roman kein Abbild, sondern ein Wunschbild seines Schöpfers ist. In diesem Roman begreift der Autor das Aufkommen einer neuen und jungen demokratischen Welt, welcher trotz seiner Sympathie für den brandenburgischen Adel seine Liebe gehört. Und nur

insofern ist der alte Fontane tatsächlich ein Alter, als in seinen Büchern die Anklage der naturalistischen Literatur, die so oft so düster und verdrießlich macht, fehlt. Fontane und Jacobsen sind Dichter und lassen sich nicht in das enge Schema einer Literaturbetrachtung zwängen; beiden liegt im Grunde das Anliegen der reinen Naturalisten, den Menschen als Glied der Gesellschaft zu erfassen, fern. Fontane erkennt aber deutlich, daß die alten hierarchischen Verhältnisse zerbrechen, daß die Vermassung des modernen Lebens bedrohliche Gefahren birgt. In seinen Briefen begegnet man Äußerungen, die in geradezu erregender Weise deutlich machen, welch echte Politiker im Grunde Poeten sein können, so z. B., wenn er mit sicherem Blick Bismarcks Schwächen in ihren Folgen für seine Stellung im Volke kritisiert oder den Wunsch äußert, an der Politik selbst aktiv teilzunehmen. Betrachtet man aber seine Stellung zur Politik schlechthin, dann läßt sie sich auf den Nenner bringen, daß, wie er einmal 1889 in einem Brief schreibt, bei feineren Menschen sich Dinge geltend machen, die stärker sind als politische Vorurteile. Das Menschliche ist ihm wichtiger als das Prinzip. Wenige haben, nach Fontane, die Gerechtigkeit gegen Freund und Feind, und man sei so selten in der Lage, meint er, zu einem Manne von Reife sprechen zu können, und namentlich unser Gesellschaftsweg sei ja mit Quatschköpfen gepflastert. Er fechte nicht mit und zähle sich zu den Stillen im Lande. Man hat den künstlerischen Rang des Stechlinromans richtig gedeutet, wenn man gesagt hat, daß dieser dialogisierte Riesenmonolog eines märkischen Landadligen eine solche Vereinigung von Kunst und Wirklichkeit aufzeigt, daß beide ineinander aufgehen. Die karge Handlung darf als bekannt vorausgesetzt werden. Wir bewegen uns zwischen dem Schloß Stechlin in der Mark Brandenburg und Berlin, mit kleinen Abstechern nach Italien und England. Der alte Stechlin, sein Sohn, seine Schwester, Pastor Lorenzen, Nachbarn, die Baronin Armgard, Berliner Vertreter des Adels und des Kleinbürgertums sind die Hauptpersonen der Gespräche. Gleich eingangs wird der alte Stechlin vom Dichter dahingehend charakterisiert, daß sein schönster Zug eine tief aus dem Herzen kommende Humanität sei, und daß Dünkel und Überheblichkeit die einzigen Dinge seien, die ihn empörten. Hier steht auch der bekannte Satz: „Unanfechtbare Wahrheiten gibt es überhaupt nicht, und wenn es welche gibt, so sind sie langweilig.“ Wenn man die Hauptsentenzen des Buches in die Stellungnahmen zu innen- und außenpolitischen Fragen zerlegt, so begegnet man zunächst den Spannungen, in der sich der damalige preußische Staat zu der aufkommenden Sozialdemokratie befand. Als man über den jungen Stechlin einmal im Kreise seiner konservativen Genossen spricht, heißt es von ihm, daß er gewisse Luxusse, nämlich Gefühls- und Gesinnungsluxusse – und wenn es sein müßte, auch Freiheitsluxusse der Gegenwart, wohl mitmachen werde. „So 'nen Schimmer von Sozialdemokratie. Das ist aber auf die Dauer schwierig. Richtige Prinzen können sich das leisten,

die verbebeln nicht leicht. Aber Stechlin! Stechlin ist ein reizender Kerl, aber er ist doch bloß ein Mensch.“ Primitiver sieht es der Gutsnachbar Gundermann auf Siebenmühlen, dem alle Neuerungen Begünstigungen der Unbotmäßigkeit sind. Auch Domina Adelheid sieht die Dinge nur vordergründig. „Was heißt Freiheit? Freiheit ist gar nichts; Freiheit ist, wenn sie sich versammeln und Bier trinken und ein Blatt gründen.“

Diesen Äußerungen stellen wir das, was als die Grundtendenz des Buches bezeichnet werden darf, gegenüber, und wir werden sehen, daß hier weniger die Personen des Buches sprechen, als daß Fontane, ein deutscher Bürger, seine Stellung zur Welt an den Gegebenheiten seiner Zeit illustriert. Zunächst intern deutsch: der alte Stechlin äußert sich einmal dem Grafen Barby gegenüber, daß Friedrich II. „für sich und den Staat gewesen sei“, daß der Adel nichts von ihm gehabt habe. „Alles in allem, lieber Graf, find ich unser Jahr Dreizehn eigentlich um ein Erhebliches größer, weil alles, was geschah, weniger den Befehlscharakter trug und mehr Freiheit und Selbstentschließung hatte. Ich bin nicht für die patentierte Freiheit der Parteiliberalen, aber ich bin doch für ein bestimmtes Maß von Freiheit überhaupt.“ Freilich, Stechlin verzichtet darauf, die Kiebitzeier nach Friedrichsruh zu senden, um nicht ins Schwarze Buch zu kommen. An anderer Stelle zitiert er, nicht ohne seine Zustimmung deutlich werden zu lassen, seinen Pastor, der die Meinung vertritt, die aristokratische Welt habe abgewirtschaftet, nun komme die demokratische. In den Mund des Pastors legt Fontane die Äußerung, daß eine neue Zeit anbreche, und, wie er glaube, eine bessere und glücklichere, nämlich eine freiere. Pastor Lorenzen pointiert einmal: „In unserer Obersphäre herrscht außerdem eine naive Neigung, alles „Preußische“ für eine höhere Kulturform zu halten.“ Und damit streifen wir eine Auswirkung innerpolitischer Gedankengänge auf das Verhältnis zur Außenwelt. Von dem Grafen Barby heißt es nämlich: „Er weiß – was sie hierzulande nicht wissen oder nicht wissen wollen –, daß hinterm Berge auch noch Leute wohnen. Und mitunter noch ganz andere.“ In den Mund des jungen Stechlin legt Fontane jene bemerkenswerte Äußerung, die wieder einmal offenbart, daß die Dichter besser dem Klange des Geschehens zu lauschen verstehen als andere: „Das moderne Leben räumt erbarmungslos mit all dem Überkommenen auf. Ob es glückt, ein Nilreich aufzurichten, ob Japan ein England im Stillen Ozean wird, ob China mit seinen vierhundert Millionen aus dem Schlaf aufwacht und, seine Hand erhebend, uns und der Welt zuruft: ‚Hier bin ich‘, allem vorauf aber, ob sich der vierte Stand etabliert und stabilisiert (denn darauf läuft doch in ihrem vernünftigen Kern die ganze Sache hinaus) – das alles fällt ganz anders ins Gewicht als die Frage ‚Quirinal oder Vatikan‘.“ Mit diesem Ausspruch dokumentiert Fontane, wie klar er die tiefgreifenden Strukturänderungen der bürgerlichen Welt gesehen hat.

Eine Untersuchung über Fontanes Verhältnis zum Staat im „Stechlin“ muß im

buchstäblichen Sinne negativ verlaufen, denn er ist mit Jacob Burckhardt der Auffassung, daß der Staat nicht durch Abdikation der individuellen Egoismen entstanden ist, sondern daß er diese Abdikation ist: er ist ihre Ausgleichung, so daß möglichst viele Interessen und Egoismen dauernd ihre Rechnung dabei finden. Das Höchste, wozu der Staat es bringe, sei das Bedürfnis der Hingebung an ein allgemeines. Dieser Grundgedanke kehrt in der Sterbestunde Stechlins wieder. Der Roman selbst ist kein Gesellschaftsroman, in dem er von einem bestimmten Standort aus bestimmte Verhältnisse einer bestimmten Schicht abhandelt. Das gleiche gilt für Jacobsens „Niels Lyhne“. Der Unterschied zwischen dem „Stechlin“ und „Niels Lyhne“ besteht zunächst darin, daß doch fast alle Stechlingespräche sich um das organisierte menschliche Zusammenleben drehen, also über politische Verhältnisse handeln, während diese von Jacobsen, wie wir noch sehen werden, nur vage angedeutet werden. Beide Dichter sind im Grunde unpolitisch – unpolitisch, wenn wir unter Politik das Getriebe des Tages verstehen. Sie sind höchst politisch, wenn wir darunter eine Haltung verstehen, die den Versuch der Geistwerdung des Menschen offenbart, und diese Geistwerdung als die Voraussetzung echter demokratischer Gesinnung betrachtet.

Das Thema aller Dichtungen Jacobsens ist der Gegensatz von Traum und Wirklichkeit, der Gegensatz des Dabeiseinwollens und des Sichandersfühlers. Auch Jacobsen gelangt zu einer Resignation, aber aus anderen Motiven, weil er nach „Farben sich sehnte, die das Leben nicht besitzt, nach einer Schönheit, die auf der Erde nicht reift“ („Niels Lyhne“). Niels Lyhne ist ein Vorfahr Tonio Krögers. Für tagespolitische Gedankengänge hat Jacobsen kein Interesse. Ich bin zu ästhetisch, schreibt er einmal an Brandes, um mich auf diese „Anwaltsdichtungen“ einlassen zu können. Niels Lyhne wird demnach auch von Brandes als zu „inwendig“, zu wenig historisch bezeichnet. Die Frage nach der Stellung des Dichters zum Staat werden wir hier ebensowenig präzise wie bei Fontane beantwortet erhalten. Immerhin ist Fontane realer in seiner Aussage. Bei Jacobsen erfahren wir zunächst, daß die Eltern und Nachbarn der Mutter Niels Lyhnes sich nur mit den nächstliegenden Dingen des Alltags beschäftigten, daß sie aber auch sentimentale Gesänge schätzten und eine echte Empfindung für schöne Naturstimmungen hatten. „Niels Lyhne“ ist ein Roman, in dem naturwissenschaftliche Erkenntnisse (Vererbung!) angewandt werden; er ist zugleich ein Entwicklungs- und Weltanschauungsroman. Der innere Werdegang seines Helden, den man in der Literaturgeschichte als den Prototyp des passiven Helden bezeichnet hat, führt ihn zu Erkenntnissen, die im oben ausgesprochenen tieferen Sinne politisch sind. So lesen wir: „Auf sich selber achtgeben, das war das, was man tun sollte; das war gesund, und das war nützlich; ... daraufhin würde man nicht selig, man brauchte aber seine Augen vor keinem niederzuschlagen,

weder vor Gott noch vor den Menschen.“ Nur das Herz allein schalten und walten zu lassen, sei unpraktisch und erfolglos. Nach dem bisher Gehörten ist man berechtigt, beide Dichter als Individualisten zu bezeichnen, die kaum eine Bindung zum Staat als einem geistigen Prinzip haben. Jacobsens ästhetischer Individualismus streift die Grenzen des anarchistischen Lebensgefühls, wenn man die Konsequenzen der Worte Lyhnes bedenkt, die er an die Tante Etatsrätin richtet. Er „sprach in hohen Tönen von der Tyrannei der Gesellschaft und der Freiheit des einzelnen, von der plebejischen Rechtschaffenheit der Menge und von dem Adel der Leidenschaft“. Die Ereignisse, die 1863 zum Kriege führten, finden keine eingehende Erörterung, obwohl es sich um eine Lebensfrage für Dänemark handelte. Es heißt nur: „Dann kam jener Novembertag, als der König starb und der Krieg immer drohender schien. Bald ordnete er alle Angelegenheiten auf Lönborghof und meldete sich als Freiwilliger.“ Dies, daß er sich als Freiwilliger meldete, ist eine Handlung aus einem Geist, den auch die Fontanesche Dichtung atmet, und hier nun münden beide Dichter ein in das, was man recht eigentlich humanistisches und politisches Lebensgefühl nennen kann. Niels Lyhnes Eltern waren Bürgermeister, Amtsverwalter, Königliche Kommissare gewesen, hatten also der Gemeinschaft gedient. Wenn Niels auch in seinem hamletischen Lebensgefühl zu keiner klaren Bilanz kommt, so weiß er doch: „Und von dem Gesunden in dir sollst du leben; das Gesunde wird das Große werden.“ Er gelangt zu der Erkenntnis: „Sollte er immer so einhergehen und sich zieren, als sei er verantwortlicher Minister bei der Idee und Mitglied ihres geheimen Staatsrats ... Konnte er denn niemals in aller Bescheidenheit lernen, danach zu streben, in dem Garnisdienst der Idee seine Pflicht zu tun als Gemeiner von ganz untergeordnetem Range?“ Eine Äußerung im Stile der klassischen deutschen Philosophie! Sie liegt auf der gleichen Ebene wie die Äußerung des jungen Stechlin, der einmal sagt: „Unsre ganze Gesellschaft (und nun gar erst das, was sich im besonderen so nennt) ist aufgebaut auf dem Ich. Das ist ihr Fluch, und daran muß sie zugrunde gehen. Die zehn Gebote, das war der Alte Bund, der Neue Bund aber hat ein anderes, ein einziges Gebot, und das klingt aus in: Und du hättest der Liebe nicht ...“

So interessant wie die volklich bedingten Unterschiede im Tenor dieser beiden Werke sind, so bedeutsam andererseits ist die Tatsache, daß es sich um zwei Bekenntnisse zur Humanität handelt. Die Unterschiede liegen in dem, was man populär das Preußische im Gegensatz zum Dänischen, oder auch das Überindividuelle im Gegensatz zum Privaten nennen könnte. Daß man überhaupt so etwas kann wie sich opfern, ist für den alten Stechlin das Große, und er fügt hinzu: „Kirchlich mag es ja falsch sein, was ich da sage; aber was sie jetzt „sittlich“ nennen (und manche sagen auch „schönheitlich“, aber das is ein zu dolles Wort), also was sie jetzt sittlich nennen, so bloß auf das hin angesehen, da is das

persönliche Sicheinsetzen und Fürwassterbenkönnen und -wollen doch das Höchste. Mehr kann der Mensch nich.“ Durch die Tat bekennt sich Niels Lyhne zum gleichen Prinzip und bestätigt damit die Richtigkeit einer modernen dänischen Selbstanalyse aus unseren Tagen, in der es heißt: „In schicksalsschweren Stunden hat das dänische Volk immer seinen Materialismus vergessen.“ Freilich, die Schilderung der Sterbeszenen offenbart wiederum einen Unterschied. Es heißt in der Sterbestunde Stechlins: „Engelke ging, und Dubslav war wieder allein. Er fühlte, daß es zu Ende gehe. Das ‚Ich‘ ist nichts – damit muß man sich durchdringen. Ein ewig Gesetzliches vollzieht sich, weiter nichts, und dieser Vollzug, auch wenn er ‚Tod‘ heißt, darf uns nicht schrecken. In das Gesetzliche sich ruhig schicken, das macht den sittlichen Menschen und hebt ihn.“ Als Niels Lyhne im Kriege tödlich verwundet wird, erfüllt ihn in seiner Sterbestunde jene Wehmut, die der Dichter in Worte kleidet, die immer in der dänischen Literatur bleiben werden: „Das Leben hatte doch viel Schönes gehabt, dachte er, wenn er sich des frischen Hauches daheim am Strand, des kühlenden Sausens in Seelands Buchenwäldern, der reinen Bergluft in Clärens und der weichen Abendbrise am Gardasee erinnerte. Aber dachte er an die Menschen, so wurde ihm so krank zumut.“ Zu den klassischen Zeugnissen der deutschen Literatur wird die Grabrede Pastor Lorenzens aus dem „Stechlin“ gehören, in der wir den Satz lesen: „Er war kein Programmedelmann, kein Edelmann nach der Schablone, wohl aber ein Edelmann nach jenem alles Beste umschließenden Etwas, das Gesinnung heißt. Er war recht eigentlich frei.“ Literatur von solcher Lebensmacht hat grundsätzlich eine Bedeutung für das Leben der Völker unter- und miteinander. Sie hat eine besondere Bedeutung in einem Grenzland, in dem zwei Kulturen sich begegnen.

IV

Thomas Mann ist, so hat man gesagt, der Ablöser Fontanes geworden und darin sowohl eine Größe als Schwäche erblickt. In der Bewältigung der Welt durch die Form übertrifft er in der Tat den von ihm verehrten Meister und gewinnt womöglich eine noch größere Lebenswahrheit der Darstellung; schwieriger erkennbar aber ist er, wenn man das Gesamtwerk betrachtet, im Weltanschaulichen. In der in unserem Zusammenhang wichtigen Novelle „Tonio Kröger“ jedoch zeichnet sich eine klare Grundtendenz ab. Diese Novelle ist eine Abhandlung, und zugleich ist sie ein lyrisches Kunstwerk. Sie ist ein einziges Räsonnement über die Berufung des Dichters und Schriftstellers und atmet doch die bezaubernde Atmosphäre der großen Poesie. Zusammenhänge des äußeren Lebens interessieren hier ebensowenig wie in „Niels Lyhne“ oder in Bangs „Die Vaterlandslosen“. Das Hauptanliegen Thomas Manns – es wird auch hier behandelt, nämlich dies, daß Geist und Kunst die vitalen Arbeitsenergien und gesunden Machtinstinkte

schwächen, ja verzehren. Geist und Kunst lösen die Bande der Familie und zerstören das Ethos des Bürgertums. Die Spannung zwischen dem Ethischen und Ästhetischen, die auch die Klassik durchzog, erscheint hier als Konflikt zwischen dem bürgerlichen und künstlerischen Menschen. Tonio Kröger ist einerseits der verirrte Bürger und gehört andererseits zu einer Familie von hohem Geistesadel, zu deren berühmten Mitgliedern Hamlet und Tasso zählen. „Denn alles Handeln ist Sünde in den Augen des Geistes“, so lesen wir in der Novelle, aber andererseits liebt Tonio Kröger das Leben. Aus diesem Zwiespalt gelangt Thomas Mann zu einer anderen Desillusion als Fontane, zu einer Desillusion, der Hermann Bang sich in schmerzvoller Lust hingab, die ihn die großen Wörter durchschauen ließ, „die der Menschen Busen blähen“. Tonio Kröger wurde hellseherisch und sah hinter den Worten und Taten „Komik und Elend“. Er fühlt sich aber gezeichnet durch den Abgrund von Ironie, Unglauben und Opposition. Hier wird deutlich, daß die naturalistische Lebens- und Weltbetrachtung sich von der idealisierenden weit entfernt hat. Mit leiser Heiterkeit lesen wir von den Augen des Tanzlehrers Knaak: „Sie sahen nicht in die Dinge hinein, bis dorthin, wo sie kompliziert und traurig werden; sie wußten nichts, als daß sie braun und schön seien.“ Das Leben zeigt, daß es viele Knaaks gibt. Nicht ohne Erschütterung lesen wir jene Szene der Novelle, in der Tonio Kröger wieder einmal des Konfliktes inne wird und vor Heimweh schluchzt, Heimweh nach den alten Giebeln seiner Stadt, Heimweh nach der Geborgenheit des süßen und trivialen Dreitaktes des Lebens.

Hier sind keine Bezüge zum realen Leben hergestellt. Und nun ist es von Interesse festzustellen, daß die Hauptgestalt des Bangschen Romans „Die Vaterlandslosen“, der Geigenvirtuose Graf Joán Ujházy, zwar aus dem gleichen Grundgefühl lebt und leidet, daß aber seine Schmerzen der Einsamkeit an der Geborgenheit des nationalen dänischen Lebens dargestellt werden, nach dem sich auch die dänischen Nordschleswiger vor 1918 sehnten. Aber dann wiederum werden wir daran erinnert, daß wir uns in der Epoche des Naturalismus befinden – denn der Autor setzt eine ganze Reihe von Fragezeichen hinter die scheinbare Harmonie dieses Lebens.

„Die Vaterlandslosen“ – das ist die Geschichte des Geigers Ujházy, der der Sohn eines rumänischen Vaters und einer dänischen Mutter ist, geboren auf einer Insel in der Donau – keinem Lande sich zurechnen dürfend. Er spielt auf der Veranstaltung eines kulturellen Vereins in einem auf dänischer Seite der Königsaugrenze gelegenen Ort und findet in einer Abendgesellschaft einen Ausschnitt des „Mutterlandes vor, nach dem er sich sehnt. Er findet dort auch ein Mädchen, das über diesen Rahmen hinausgewachsen ist. Die Gespräche führen zu einem stillen und wehmutsvollen Ausklang. Die Kenner des Lokalkolorits interessiert es, zu erfahren, daß diese Veranstaltung am 9.3.1904 stattfand und zwar in Vamdrup. Man kennt die Namen der agierenden Personen, man weiß,

daß der Geiger der Schriftsteller Hermann Bang war, der dort eine Lesung hielt. Nicht zu Unrecht bezeichnet die dänische Literaturforschung diesen Roman Bangs als „den ganzen verwirrenden Apparat des Lebens in dänischer Ausgabe“. Es laufen mehrere Linien nebeneinander, die sich gelegentlich kreuzen. Ein Grundakkord heißt, wie auch bei Thomas Mann, Heimweh. Ein anderer: Glück und Leid der Berufung des Künstlers. Während der Mensch in Tonio Kröger nicht als Glied einer Gemeinschaft gesehen wird, während auch Ujházy einsam ist, tritt aber andererseits in Bangs Werk ein Gegenspieler auf, nämlich die volkliche und staatliche Gemeinschaft. Diese fehlt bei Thomas Mann. Freilich wird sie bei Hermann Bang keineswegs positiv gesehen oder gar idealisiert. In der Schilderung dieser Gemeinschaft und der dänischen Nordschleswiger offenbart sich das zwiespältige Wesen des naturalistischen Künstlers. Einerseits erscheint die volkliche und staatliche Gemeinschaft als wärmender und stärkender Raum, andererseits wird auch sie in ironischem Licht gesehen. Einerseits sitzen die Nordschleswiger im Saale, „unbeweglich, mit steifem Rücken, als stemmten sie sich gegen das, was um sie herum war“, andererseits wünscht ihnen der dänische Graf Holstein, daß sie mit ihrem dänischen Herzen ohne die „Abstimmung“ sterben, „denn die meisten sind ja Landwirte“. Persönliche tragische Konflikte sind die Ursache, daß Bang sich zeitlebens angefeindet fühlte. So versteht man den heftigen Ausbruch „Vaterland – ja, das ist die Manege, wo wir mit Striemen auf unserem geschwollenen Rücken Spießruten laufen. Vaterland, pfui Teufel“. Insbesondere ist die Volkshochschule das Ziel des Spottes, wenn z. B. der Volkshochschulleiter Joán über seine Arbeit erzählt und zu ihm spricht mit einem kleinen Lächeln dessen, der einen sehr Unwissenden aufklärt. Von diesem Manne heißt es, daß der Gestank seines Kultursprits über dem ganzen Lande liege. Die „biedere Unbeträchtlichkeit“ wird gegeißelt, wenn der Vorsteher auf eine Kenntnis fremder Literaturen verzichtet. Man hat seinen Ladentisch, man lebt mit ihm als Zentrum – das ist die eine Seite der Welt, jene Welt der Gewöhnlichen. Joán ist erwählt oder verdammt, sich in einer anderen anzusiedeln – daneben zu leben, wie sein Jugendfreund sagt. Er erleidet das Glück der Berufung, denn wir lesen, daß die Künstler die Welt erfahren im buchstäblichen und übertragenen Sinn und überall der Lächerlichkeiten inne werden (Komik und Elend!), daß aber dies, daß man alles das sehen könne, einen auf Erden heimatlos mache. Auch in diesem Werk schwingt der Grundakkord der ganzen Bangschen Produktion, in der sich um eine „Erklärung der Sinnlosigkeit“ gemüht wird.

Es ist möglich, daß „Tonio Kröger“ als das echtteste Werk Manns bestehen bleiben wird, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß ein gleiches für „Die Vaterlandslosen“ gilt. Thomas Mann und Hermann Bang gaben beide in diesen Schöpfungen ihr Innerstes, sie offenbarten sich zugleich als Angehörige einer Epoche, in der alle menschlichen und überindividuellen Werte relativiert wurden. Zugleich aber wird

man ihnen zubilligen, daß sie Vorurteile und Hohlheiten bloßstellten und die Möglichkeiten eines neuen Grundes schufen. Sie waren in diesen beiden Werken Dichter und lehrten, daß die rein repräsentative Existenz, wie die des Schriftstellers, hohl, daß die rein sachliche häßlich ist. Der einen fehlt es an Inhalt, der anderen an Form.

V

Daß Fontane und Mann, Jacobsen und Bang zu den *Dichtern* ihrer Völker gehören, bedarf keines besonderen Beweises mehr. Es für Fontane und Jacobsen noch einmal an einem Beispiel aus dem „Stechlin“ und „Niels Lyhne“ dem zu illustrieren – dazu verlockt uns der Zusammenhang unserer Betrachtung. Der alte Stechlin will nicht, daß sein Diener an die schwarz-weiße preußische Flagge einen roten Streifen näht und verwehrt es ihm mit folgenden Worten: „Laß. Ich bin nicht dafür. Das alte Schwarz und Weiß hält gerade noch; aber wenn du was Rotes drannähst, dann reißt es gewiß.“ Dieser Satz ist vorder- und hintergründig zugleich. Das Flaggenstück ist naturalistisch gesehen verschlissen – es wird nicht mehr halten – Preußen ist für den hellsehbigen Fontane sowohl in seiner adeligen als bürgerlichen Form von der Sozialdemokratie bedroht. Ein Beispiel echter Verdichtung und sprachlicher Formkraft, denn das Gesamtthema des Romans mündet in die Frage, ob das alte Preußen in der Moderne noch bestehen wird. Das andere Beispiel: Das 17jährige junge Mädchen, das Niels Lyhne gegen Ende seines Lebens heiratet, muß notwendigerweise diesen weitgereisten Mann interessant finden und ihn etwas anschwärmen. „Und dann war auch das, daß er zum Beispiel Milano und nicht Mailand sagte, und dann, daß er einsam in der Welt dastand und einen etwas traurigen Gesichtsausdruck hatte. Es war so viel, durch das er sich von allen andern Menschen sowohl in Varde wie auch in Ringköbing unterschied.“ Dieses junge Menschenkind kennt eben nur die Leute aus Varde und Ringköbing. Daher ist das Bild so echt, weil es auf das Mädchen bezogen ist und gleichzeitig in wenigen Zeilen verdichtet den Inhalt des ganzen Buches ausspricht, der eben darin besteht, daß Niels Lyhne ganz anders ist als die anderen. Von diesen beiden Stellen ist die eine ebenso preußisch-deutsch, wie die andere dänisch; sie verdanken überhaupt nur dem Boden, dem sie entstammen, ihren poetischen Reiz, der sich aber erst ganz durch die allgemeine Bedeutung jedes der beiden Bilder entfaltet. Die agrarische preußische Welt als integrierender Bestandteil der bisherigen europäischen Lebensform ist durch das „rot“ bedroht, und zwar nicht nur in Preußen, Niels Lyhne ist ganz etwas anderes als Petersen oder Larsen, er ist ein Künstler und gehört zu jener über die ganze Welt verteilten „Sozietät, die man die Kompagnie der Melancholischen nennen könnte“. Theodor Fontane bezaubert uns immer wieder durch die Farbenpracht seiner Schilderungen, er hat uns in der Tat in Preußen heimisch gemacht, die

kargen Kiefernwälder, die stillen Seen, die schlichten Schlösser, das Ethos dieser Menschen – all das lieben wir als Teil unseres Lebens, und ebenso folgen wir in den „Buddenbrooks“ oder im „Tonio Kröger“ dem Dichter durch die Straßen der engeren Heimat, dem Dichter, der uns zugleich das urbane deutsche Leben in immer neuem Glanze zeigt. Viele Menschen des Grenzlandes, denen dies die Welt ist, werden es als eine schöne Bereicherung empfinden, daß der Klang für die nordischen Glocken in ihrem Ohr geweckt wurde, und bewundernd vor den Bildern der jütischen Gewässer an Sonnen- und an Sturmtagen, die Jacobsen schuf, stehen oder dem Meditierenden auf endlosen Spaziergängen auf dem Tingstruperweg in Thisted folgen, wenn er um die beste Form der Aussage eines Gedankens rang, wie sie ebenso gespannt dem schmerzhaften Zwiespalt Bangs Zusehen, wenn er die zarteste Poesie über das Geschehen ausbreitet und auf der anderen Seite immer erneut seine quälenden Fragen stellt.

Die Dichter stellen in immer neuen Bildern die Fragen nach dem Sinn des Daseins. In immer neuen Formen bewältigen sie die Welt – verwandeln Wirklichkeit durch Form in Geist. Indem sie das Eigentliche ihrer Person und ihrer Nation geben, münden sie in die Darstellung des Menschlichen schlechthin. „Der Dichter wird als Mensch und Bürger sein Vaterland lieben, aber das Vaterland seiner poetischen Kräfte und seines poetischen Wirkens ist das Gute, Edle und Schöne, das an keine besondere Provinz und an kein besonderes Land gebunden ist, und das er ergreift und bildet, wo er es findet“, sagt Goethe in seinen letzten Lebenstagen zu Eckermann, und wenn er im gleichen Atemzuge erzählt, daß der englische Dichter Thomson ein sehr gutes Gedicht über die Jahreszeiten, allein ein schlechtes über die Freiheit geschrieben habe, und dies aus Mangel nicht an Poesie im Poeten, sondern aus Mangel an Poesie im Gegenstände erklärt, dann dürfen wir in dieser Formulierung eine Bestätigung unserer Deutung Fontanes und Jacobsens erblicken. Beide schrieben einen Roman über einen Menschen, nicht über seine Beziehungen zu den Zufälligkeiten des äußeren Lebens. Wenn ein Dichter politisch wirken will, muß er sich einer Partei hingeben und ist dann als Poet verloren, argumentiert Goethe weiter und macht daran deutlich, was zu erwarten gewesen wäre, wenn Thomas Mann und Hermann Bang ein solches getan hätten. Bang hätte vielleicht eine Programmrede der damaligen konservativen dänischen Partei gegeben wie sein Zeitgenosse Drachmann es mit seinem „Derovre fra Grænsen“ tat; Mann hätte vielleicht eine interessante, seriöse Auseinandersetzung im Geiste des „Simplizissimus“ gegeben.

Im Grenzlande wird man die große Dichtung dankbar begrüßen, weil sie voller Farben ist, man wird in ihr Deutungen des Lebens suchen, aus denen die Ehrlichkeit des Suchens und der Antwort spricht. Man wird für das „Klapperblech der großen Worte“ ebensowenig übrig haben, wie für die falsche Kornblume. Daß Jacobsen und Bang in ihren Werken leben werden, verdanken sie dem poetischen

Zauber ihrer besten Schöpfungen. Für Fontane und Mann gilt dasselbe, die in besonderer Weise zu den deutschen Menschen eines Grenzlandes sprechen. Thomas Mann, was immer man ihm auch als Schriftsteller entgegenhalten mag, hat nicht aufgehört, sich, nach seinen eigenen Worten, um die Einsicht zu bemühen, „daß das Politische und Soziale ein Teilgebiet des Menschlichen ausmacht, daß es der Totalität des humanen Problems angehört, vom Geiste in sie einzubeziehen ist, und daß diese Totalität eine gefährliche, die Kultur gefährdende Lücke aufweist, wenn es ihr an dem politischen, dem sozialen Element gebricht“. Dies ist eine Erkenntnis, die er in der Märchenform in seinem Roman „Königliche Hoheit“ versinnbildlichte und damit ein poetisches Leitbild entwickelte, um dessen Verwirklichung sich stets die Besten des deutschen Volkes mühen werden. Die Kunst ist, so meint Thomas Mann, nicht gewillt, sich mit dem Nihilismus zu verbünden, so weit sie auch in der Ironisierung des Lebens gehe. „Aus Einsamkeit immer aufs neue geboren, ist ihre Wirkung vereinigend.“ Und wenn er ihr eine Rolle als Begleiterin der Menschheit zuschreibt, so wird er der Zustimmung gewiß sein, wenn er feststellt, daß diese Menschheit von der Unschuld der Kunst nie ganz das schuldgetrübte Auge wird abwenden können. Fontane hatte im persönlichen Leben viele Schwierigkeiten zu überwinden, die vielfach ihren Ursprung in dem hatten, was er selbst als das Tollste bezeichnete, was es sozusagen gibt, nämlich darin, daß er als Apotheker (der er war) statt von der Apotheke von der Dichtkunst leben wollte. Für sich hatte er sich zu dem Glauben an die Nichtigkeit äußerer Dinge durchgerungen und erblickte sein Glück einzig und allein in der Arbeit, in dem Betätigen seiner selbst. So gelangt er oft zu Feststellungen, die an Ironie und Verneinung des menschlichen Seins denen Thomas Manns nicht nachstehen. Aber als ihn einer fragt, ob ihm in dieser Welt überhaupt noch etwas gefiele, antwortet er, daß ihm noch allerlei gefiele:

*„Jedes Frühjahr das erste Tiergartengrün,
Oder wenn in Werder die Kirschen blüh'n,
Zu Pfingsten Kalmus und Birkenreiser,
Der alte Moltke, der alte Kaiser,
Kuckucksrufen, im Wald ein Reh,
Ein Spaziergang durch die Lästerallee,
Paraden, der Schapersche Goethekopf
Und ein Backfisch mit einem Mozartopf.“*

Mit diesen Versen illustrierte er an den Gegebenheiten seiner Zeit den großen Raum des Nationalen und des Allgemeinmenschlichen.

Gotische Kunst im Herzogtum Schleswig

Ein Brief zur Ausstellung im Städtischen Museum Flensburg

Lieber Johannsen! Ihre Bitte, für dieses Heft eine Analyse der vor kurzem beendeten Ausstellung gotischer Bildwerke aus dem Herzogtum Schleswig im Flensburger Museum beizutragen, hat mich in gewisse Verlegenheit gebracht. Denn einerseits könnte vielleicht der Grenzfriedensbund es als erfreuliches Zeichen der Zeit begrüßen, daß hier – nach der großen deutsch-dänischen Buchausstellung, zu der Sie sich mit Oberbibliothekar Glahn, die Stadtbücherei mit Flensborghus-Bogsamling im vorigen Jahre vereinigten – wieder ein in gleicher Weise wissenschaftliches wie künstlerisches Unternehmen durch das Zusammenwirken von Herren und Institutionen beider Nationen zustandegekommen ist, und zwar ohne großen Papierkrieg und langstielige zwischenstaatliche Verhandlungen, allein durch freundliche Bereitschaft der einzelnen teilnehmenden Personen, die in rein menschlicher Freude an einer schönen Sache es ermöglichten, sie ganz ohne Schwierigkeiten ins Werk zu setzen.

Es war für mich das beglückendste Erlebnis, wie überall meiner Bitte um die leihweise Hergabe der zum Teil sehr großen, stets aber kostbaren Werke in größter Liberalität, ja mit herzlicher Zustimmung entsprochen wurde, wie mir, dem Deutschen und Leiter eines deutschen Institutes, das dänische Nationalmuseum, die Herren Bischöfe von Ribe und Hadersleben, die Gemeinderäte von Ketting, Bau, Fjelstrup, Halk, Jaegerup, Döstrup, Medolden, Norderlügum, Warnitz, die Museen von Hadersleben und Sonderburg ihr Vertrauen und ihre Hilfsbereitschaft in derselben Weise erwiesen, wie der Landeskonservator, das Landesmuseum, der Dom zu Schleswig und die Kirchenvorstände so vieler Gemeinden im südlichen Teile des Herzogtums.

Wir haben Anlaß, froh und dankbar zu sein, daß also wenigstens in den geistigen Bezirken der Friede wieder eingekehrt ist, ja, sich ein fruchtbares und freundschaftliches Nachbarverhältnis eingestellt hat, dessen Früchte nicht ausbleiben können.

Im Hinblick also auf diese Tatsache mögen diese Hefte der Ort sein, über die Ausstellung zu reden. Andererseits aber handelte es sich um eine Zusammenstellung von Werken einer so fernen Vergangenheit, daß von ihnen aus kein Weg mehr zu den Grenzproblemen unserer Tage führt und ihre Betrachtung keinen Beitrag zu ihrer Behandlung ergeben kann.

Als Faktum ist die Ausstellung als ein Stück heutigen kulturellen Lebens und Strebens im Grenzland bedeutungsvoll, inhaltlich aber stellt sie ein Kapitel längst versunkener Kulturgeschichte dar, das am Beginn jener historischen Verknüpfungen steht, die zur Erscheinung der „Herzogtümer“ erst führen sollte, und es ist unmöglich, eine Analyse der Ausstellung zu geben, die den kunst- und kulturgeschichtlichen Fachbereich etwa im Sinne einer Aktualisierung verließ.

So wird denn dieser kleine Bericht sich etwas fremdartig und abseitig in diesen Heften ausnehmen, wie ja überall in unserer alten Welt das Archaische seinen Finger aus der Erde heraussteckt und etwa zu Rom, dicht am bombastischen Riesenmonument Victor Emanuels und an Mussolinis Via del'Impero, der uralte mamertinische Kerker aus dem Grund hervorblickt und von Jugurtha redet. Oder wie auch bei uns das Versammlungshaus, die Garage des Pastors oder – wie in Hattstedt – das Transformatorenhaus sich etwas skurril neben den altherrwürdigen Granitquadern der Kirche ausnehmen, seltsam, wie das Gespräch von Überschallgeschwindigkeit oder den neuen Traktoren auf der sonnigen Bank neben diesen Steinen, vom Erbauer als Glieder der Kirche gedeutet, die, um die Ecclesia spiritualis mit ihren Seelen zu bauen, des behauenden Schlegels nach Gottes Willen bedürftig seien. Begegneten wir heute einem klugen, auf der Höhe der Zeit stehenden Vorfahren aus dem Jahre 1235, so würde er uns genau so fremd sein, wie ein Chinese der Sung-Zeit: Der Brudermord auf der Schleiinsel, die Schlacht von Bornhöved und ihre Auswirkungen würden sich in seinen Darlegungen sehr fremdartig, hintergründig, ja transcendental, durchwoben von symbolhaften Bildern darstellen, daneben aber in der festesten Rangordnung des Weltgeschehens, soweit nicht etwa die Nähe des Ortes und der Zeit eine Vergrößerung bewirkte. Wir würden aber erstaunt sein, bei ihm gewisse ferne Orte, wie etwa Clairvaux oder das Heilige Grab, auch Cincfall und Dortrecht als zwar märchenhafte, aber deutliche Vorstellungen zu finden. – Denn, so abseitig dieses Ländchen war, so eng verflochten erscheint es in den vergangenen Jahrhunderten auch wieder mit den Straßen dieser Welt gewesen zu sein. Die tief ausgefahrenen Spuren des Heerweges führten in langsamen Tagereisen alle Welt von Island und Norwegen, von Westfalen, Sachsen, ja, von Spanien und Rom durchs Land und mit den Pilgern und Reisenden Güter und Gedanken. Er führte sie langsam hindurch – eine damalige Tagereise ist heute keine Autostunde: Was wurde da alles abgeladen in den Herbergen am Tag und in dunklen Winternächten – was alles blieb liegen?

Die Heerwege machten, daß es einst ein Paneuropa gab: Wohl wechselte der Herr – aber überall war die Kirche. Und der Abt von Skalholt, mit Gefolge von Viborg nach Rom reitend, fand in Oeversee die gleiche Messe wie zu Hause, er fand sie in Minden und in Rom, und wenn auch das Kruzifix zu Hause minder gut

war als in Köln, so war es doch das gleiche Bild und vertrat die gleiche Auffassung. In allen Köpfen fand er die gleichen Grundvorstellungen – denn alle schöpften aus dem gleichen Schatz der Tradition. War dieser auch bei uns zur Hälfte von dem alten Heidentume genährt, im Süden aus den Relikten keltischer und römischer Vorstellungen, die andere Hälfte war stets der Legende, dem Ambrosius, dem Augustin, kurz, der Kirche entwachsen. Die Wurzeln des Volkes wie der Gelehrten waren eingesenkt zum Teil in die eigene Tradition – zum anderen immer in das Erdreich der allgemeinen Kirche. – Eng waren die meisten Menschen und unfrei – aber, das sieht man aus dem schönen Werk von Troels Lund: als die Reformation kam, wurden sie freier, jedoch nicht weiter, eher noch enger, und sie verloren Fundamente, Maß und diese tiefe Geborgenheit.

Indessen ich bin abgeschweift, lieber Johannsen, und muß zurück zu Ihrer Forderung einer Analyse der Ausstellung.

Nun gut, betreten Sie sie, so ragte vor Ihnen mächtig, ja übermächtig der herrlichste Kruzifix des Landes, ja ich meine, der kimbrischen Halbinsel auf, das Fjelstruper Triumphkreuz: Das Kreuz, aus mächtigen Balken geschnitzt, trägt eine Auflage, wie ein stilisierter Baum, mit Blättern besetzt. Das obere und untere Ende sind abgeschnitten, aber die Querenden sind erhalten – und da sieht man Engel aus den Wolken hervorkommen, die diesen Baum in ihren Händen tragen: Schon das Kreuz ist kein Marterholz – hochaltertümlich spiegelt es wider, was schon Venantius Fortunatus im 6. Jahrhundert besang: „Teures Kreuz, unter allen Bäumen bist Du der edelste; kein Wald bringt einen gleichen hervor“ – *Gesungen* hat das der provencalische Bischof schon in so ferner Zeit – *gebildet* hat solchen Baum aber erst in romanischer Zeit, zu Wechselburg und später in Halberstadt, der sächsische Künstler um 1220. Irgendwie ist der Gedanke abgeladen worden am Heerweg, sei es durch einen heimischen Schnitzer, der von dort zurückkam, sei es durch einen Sachsen, der weiterwanderte nach Schonen - jedenfalls dieses sächsische Kreuz kam zu uns und machte Schule: In Rieseby, in Halk – an vielen Orten finden Sie es, und auch weiter im Norden.

Das ist aber nicht das einzige Moment sächsischer Prägung bei uns: das großartige Antependium, das die Querner in den 1870er Jahren aus ihrer Kirche in den Handel gaben und das in Nürnberg landete – die überaus herrliche kupfergetriebene Arbeit eines im Schleswigschen oder im südlichen Jütland tätigen Meisters, in dessen Werkstatt auch die getriebene Altarfront von Odder im Bistum Aarhus entstand – ist auch nicht denkbar ohne die genaue Kenntnis der sächsischen spätromanischen Werke. – Ebenso wenig der hölzerne St. Michael aus Husby. Hätten wir nur diese Werke aus jenen Jahren, als König Waldemar der Sieger den großartigen Versuch machte, ein dänisches Großreich mit Holstein, Mecklenburg und einem östlichen Kolonialgebiet in Estland zu schaffen,

der dann bei Bornhöved zusammenbrach, so könnte man zu der Auffassung gelangen, wir seien damals kulturell von Sachsen her bestimmt worden. Aber man darf von der Aussage der Plastik alleine nicht schließen. Wichtig wäre es zu wissen, wo denn die hohe Geistlichkeit jener Tage ihre Bildung suchte. Daß die Fürsten seit Knud Lawards Tagen viel aus dem benachbarten Sachsen erwarben, ist bekannt; doch scheint die wissenschaftliche Bildung, und das war ausschließlich die geistliche, uns vor allem von Westen gekommen zu sein: Nicht wenige studierten in Paris. Als unsere Steinkirchen gebaut wurden im 12. Jahrhundert, strömt viel Rheinisches ein: Der Riber Handel und seine Wege übten starken Einfluß aus; von der Rheinmündung, von Weser, Maas und Seine kamen starke Impulse, die in der Ausstellung nicht sichtbar wurden, auch von Gotland und Schonen. – Aber wenden wir uns wieder dem Fjelstruper Kruzifix zu: Der Christus nämlich, der, von übermenschlicher Größe, den Kopf mit weitgeöffneten Augen, aufgerichtet, von einer Königskrone bedeckt, nicht an dem Kreuze hängt, sondern gewichtslos und sieghaft schwebt, ein mächtiger, mehr zeichnerisch als plastisch gegliederter Leib, mit schöner, melodioser Draperie des feingefalteten Lententuches, atmet ganz anderen Geist als jene sächsisch-spätromanischen Werke: Er verkörpert am reinsten im Lande die neue Kunst der Gotik, wie sie um 1210 zu Chartres in Frankreich zur ersten Blüte kommt. Ganz frisch strömt uns das zu – und deutlich offenbart die Ausstellung, wem wir diesen frischen Impuls des damals Allerneuesten zu verdanken haben: den Cisterziensern, die ja auch in ihrem Kirchenbau zu Lügumkloster auf der Höhe der Zeit erscheinen. Denn zu allererst tritt dieser neue frühgotische Stil auf in einer Kreuzgruppe der Kirche zu Norderlügum, der Laienkirche des Klosters, deren Kruzifix bereits um 1350 verloren gegangen war und durch ein neues ersetzt wurde; deren Johannes noch vollkommen mit jener sächsisch-romanischen Tradition verwachsen ist, deren Maria aber völlig chartresisch auftritt. Aus gleicher Werkstatt ist ein Laurentius aus Norderlügum, ein Johannes und ein Michaelsfragment aus Klein-Solt – Rüddekloster benachbart – erhalten und einige andere Figuren, so ein Bischof aus Bjerning. Diese Werke stehen sich so nahe, daß eine gemeinsame Werkstatt angenommen werden muß, die in Lügumkloster und Rüddekloster vielleicht abwechselnd arbeitete. –

Eine zweite bedeutende Werkstatt tritt um die Mitte des 13. Jahrhunderts auf, also zur Zeit der Kämpfe der Waldemarssöhne. Ganz offenbar war sie in Mittelschleswig tätig: Keines ihrer Werke ist im Riber Stift erhalten. Ihr Haupt war ein einheimischer Mann (er schrieb Runen!) von ganz ungewöhnlicher künstlerischer Bedeutung.

In Bau bewahren sie eine aus einem Eichenstamm von ihm geschnitzte Gruppe der Taufe Christi: In großen, monumentalen Formen sieht man da Christus in den Wellen des Jordans stehen; Johannes, am Ufer höherstehend, legt seine Hände

ihm auf die Brust und Schulter, um ihn einzutauchen; und ein Engel steht dabei und hält das Gewand. Es ist eine Gruppe von höchster Intensität. Darüber hinaus ist es aber ein geradezu revolutionäres und einzigartiges Wagnis: Im ganzen Norden und Westen – weder in Deutschland noch in Frankreich – hatte bis dahin jemand es unternommen, eine wirkliche, noch dazu fast vollplastische Gruppe zu gestalten. – Nur die Einzelfigur und das Relief waren bekannt. Um zu begreifen, was dieses Werk als künstlerische Tat bedeutet, muß man berücksichtigen, daß der mittelalterliche Mensch nichts mehr scheute, als originell zu erscheinen. – Auch der Wissenschaftler äußerte keinen Gedanken, ohne sich ängstlich zu vergewissern, daß er sich auf die anerkannte Autorität, sei es der Heiligen Schrift, der Kirchenväter oder eines Kirchenlehrers, stützen konnte. Ohne Vorbild etwas zu äußern oder zu bilden – im Künstlerischen etwa vom ikonographisch Vorgeschiedenen sich zu entfernen, war frevelhafte Vermessenheit. Und nicht nur, daß unser Meister es wagte, eine *Gruppe* zu schaffen, er ließ auch die Taufe durch Eintauchen geschehen, im 13. Jahrhundert ein beispielloser Fall!

Von ähnlich großer Freiheit zeigt er sich auch in der Folge von Passionsreliefs zu Hürup. Zwar vermeidet er hier noch jede Überschneidung – aber er erzählt so lapidar und treffend, daß die Bewunderung für ihn wächst, je tiefer man in sein Werk eindringt. Aus seiner Werkstatt haben wir ferner noch Kreuzfixe in Warnitz, Oxbüll, Nordhackstedt, eine Kreuzgruppe in Rieseby und eine Madonna in Hürup – dazu ein Antependium aus Ekwadt. Altertümliches mischt sich mit ganz Modernem, und es scheint, als ob er selber in Frankreich gewesen sei und die Skulpturen von Amiens studiert habe.

Die Lage der Orte, wo seine Werke erhalten sind, macht es höchst wahrscheinlich, daß er in Flensburg tätig war. Vermutlich haben wir hier die früheste und gleich eine hochbedeutende Äußerung Flensburgischer Kunst, eine Generation bevor die Stadt Stadtrecht erhielt.

Sicher in Frankreich gewesen ist der – jenem Flensburger an Unmittelbarkeit und Schlagkraft des Ausdruckes unterlegene, dafür aber an Reichtum der Form, an Vertiefung des Menschenbildes, an Feinheit und an Eleganz der Technik und auch an körperlicher Fülle und räumlicher Freiheit der plastischen Haltung überragende – größte Meister, der vor Brüggemann im Lande tätig war und den ich ob seiner Vornehmheit den Magister nobilis nennen möchte, eine der zentralen Gestalten unserer heimischen Kunstgeschichte – jener Unbekannte, dem wir die Kreuzgruppe von Kosel im Landesmuseum, die Muttergottes aus Viöl und vielleicht diejenige von Brøns im Nationalmuseum Kopenhagen verdanken. Ist die Zuschreibung der letzteren stichhaltig, so hat er um 1270/80 den reifen Stil der Hochgotik von Reims her ins Land gebracht und ganz souverän beherrscht und muß bis um 1300 hier gewirkt haben. Er muß dann die innere Kraft und Wandlungsfähigkeit besessen haben, noch im vorgeschrittenen Alter den

Stilwandel von der klassischen reifen Höhe zum Spiritualismus des 14. Jahrhunderts, von der rauschenden körperfrohen Fülle zur durchgeistigten Zartheit und zur Negierung des Leibes zugunsten schwingender, tiefausgehöhlter Melodien des Gewandes, zur mystischen Haltung mitzumachen. – Er hat tief auf seine Zeitgenossen gewirkt und vor allem einen geringeren Meister im Schleswiger Bistum in seinen Bann gezogen, dessen Wirken und Werkstatt aus den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts durch die Ausstellung erst erkennbar wurde: den Urheber des Hl. Nicolaus von Boldixum, aus dessen Händen auch der Michael aus Rüllschau, der Laurentius aus Esgrus und eine Kreuzgruppe aus Schobüll hervorging.

Um diese Werkstätten, die nur der Zufall der Erhaltung mehrerer Arbeiten uns zu erkennen gestattet, gruppieren sich zahlreiche vereinzelt Werke von teilweise ganz geringer Qualität, wie die Madonna in Medolden. Doch befinden sich darunter auch sehr bedeutende Werke, wie die prachtvolle Madonna aus Humtrup oder die große Folge der Passionsreliefs zu Nordhackstedt vom Ende des Jahrhunderts, deren Lebhaftigkeit der Erzählung, deren Beweglichkeit im Bildaufbau, Vielfalt der Überschneidungen, modische und genremäßige Züge sie zu einem der reizvollsten hochgotischen Werke im Lande machen.

Auch das zarte Döstruper Kruzifix, dessen Kreuzarme durch einen großen Kranz verbunden sind, und das eben dadurch auf unsere auch sonst belegten wirtschaftlichen und künstlerischen Beziehungen zu Gotland hinweist.

Eine in mehrfacher Hinsicht merkwürdige Kreuzgruppe aus Halk aber ist nur von der Kunst des Maasgebietes aus verständlich. – Rheinische und westfälische Einflüsse machen sich in anderen Arbeiten bemerkbar. Während auf unsere Baukunst bereits um 1230 Lübeck – und zwar vor allem der erste Bau der Marienkirche – stark eingewirkt hat (so auf den Schleswiger Dombau), ist bis gegen Ende des Jahrhunderts ein lübischer Einfluß auf unsere Plastik nicht spürbar – und auch dann nur zu vermuten in den vier großartigen Pfeilerfiguren der Heiligen Drei Könige aus dem Schleswiger Dom, deren Aufstellung in dem etwas jüngeren Gehäuse zu der irrtümlichen Annahme geführt hat, sie bildeten einen Dreikönigsaltar. – Denn für diese Hauptwerke des Landes gibt es keine direkte Parallele in dem kläglichen Lübecker Denkmälerbestand aus jener Zeit ihre nächsten Verwandten stehen in Magdeburg und in Frankreich. – Ganz ungeklärt auch ist der Zusammenhang der großen Kruzifixe und der Nebenfiguren von Ketting und Hörup auf Alsen –, von denen nur mit Sicherheit auszusagen ist, daß sie den großen Stil des Josephsmeisters von Reims in eigentümlicher, aber ganz charakteristischer Weise repräsentieren. –

Die Klarstellung der künstlerischen Verhältnisse auf dem Gebiete der Plastik im Schleswigschen des 13. Jahrhunderts wird sehr erschwert durch die weitgehende Vernichtung der Denkmäler in Jütland und auf den dänischen Inseln. Denn es ist

gar kein Zweifel, daß Schleswig damals, wie vorher und später, aufs engste mit jenen Kunstkreisen verbunden war und ganz besonders das Bistum Ripen hier, wo es sich ja um kirchliche Kunstwerke handelt, eine künstlerische Einheit gebildet hat, die doch wohl vom Bischofssitz ausstrahlte. Erik Moltke teilte mir nun mit, daß man bei den Vorbereitungen zu dem Inventarwerk „Danmarks Kirker“ bereits eine ganze Anzahl bisher unbekannter Arbeiten aufgefunden habe, deren künftige Veröffentlichung uns Hoffnung gibt, eines Tages mehr und Gewisseres zu diesen Fragen aussagen zu können.

Die wenigen übrigen Kunstwerke, mit denen uns die Ausstellung bekannt machte, ganz spärliche Relikte eines einst reichen Bestandes, stehen so vereinzelt, daß man von ihnen auf wenig schließen konnte: Limoges hat eine kleine Hostienbüchse in Grubenschmelz geliefert, zwei Leuchter des Landesmuseums mögen auch jenen berühmten Werkstätten entstammen. Der kleine Reliquienschrein, der im Moor von Fröslee gefunden wurde, mag einer niederdeutschen oder dänischen Werkstatt entstammen, und der andere, der aus Nebel auf Amrum nach Kopenhagen kam, einem Hildesheimer oder westfälischen Emailleur. Vielleicht ist auch der prächtige Messingguß eines sitzenden Gießlöwen aus der Flensburger Marienkirche (im Hamburger Museum), einer der reichsten und schönsten überhaupt, in Hildesheim gegossen worden. Wo die beiden einzigen Kelche des 13. Jahrhunderts im Lande, der von Kating und der von Helgoland, entstanden sind, ist ganz dunkel – nur daß sie niederdeutsch oder westfälisch sind, ist zu vermuten.

Sie sehen, lieber Herr Johannsen, auch in diesem Bilde der Ausstellung von Werken einer fernen Eingangsepoche der eigentlich schleswig-holsteinischen Geschichte, allerdings einer für alle späteren Jahrhunderte höchst bedeutungsvollen und folgenschweren Zeit, unsere Heimat, gespiegelt als ein höchst vielseitiges und durchaus nicht abseitiges Ländchen, durchzogen von vielerlei Strömungen, nach allen Seiten geöffnet und trotz seiner Kleinheit von ganz eigentümlicher Prägung. Die Zusammenstellung sonst verstreuter und oft entlegener Werke hat sich als sehr nützlich erwiesen und uns manche Erkenntnisse gebracht. – Zur Problematik unserer Tage allerdings konnte sie gar nichts beitragen. Und das scheint mir noch nicht einmal ein Fehler zu sein: Wo heute alles zum Tage spricht, die Aktualität, die handgreifliche Gegenwart uns stets alleinseligmachend bedrängt, tut es ganz gut, sich einmal dem ganz Unaktuellen zuzuwenden, der Stimme einer Welt zu lauschen, die ihre Fundamente in Ordnung hatte.

In diesem Sinne mögen Sie diesem Bericht an einer Stelle Raum gewähren, an der er eigentlich nichts zu suchen hat.

Mit freundnachbarlicher Begrüßung
Ihr *Fuglsang*

*Die Ausstellung „Gotische Kunst im Herzogtum Schleswig“
fand aus Anlaß des 50jährigen Jubiläums des Städtischen Museums Flensburg
im Herbst 1953 statt*

LITERATUR ZU DEN DEUTSCH-DÄNISCHEN KULTURBEZIEHUNGEN

Brandt, Otto: Geistesleben und Politik in Schleswig-Holstein um die Wende des 18. Jahrhunderts. 1925. 448 S.

Deutschland und der Norden. Umriss, Reden, Vorträge. Herausgegeben von Carl Petersen. 1931. 411 S.

Gerhardt, Martin und Walter Hubatsch: Deutschland und Skandinavien im Wandel der Jahrhunderte. 1950. VIII, 482 S.

Hubatsch, Walther: Die Deutschen und der Norden. 1951. 147 S.

Magon, Leopold: Ein Jahrhundert geistiger und literarischer Beziehungen zwischen Deutschland und Skandinavien 1750 bis 1850. 1926. 565 S.

Schröder, Ernst: Nachdenkliche Reise durch Dänemark. 1939. 80 S.

Strodtmann, Adolf: Das geistige Leben in Dänemark. Streifzüge auf den Gebieten der Kunst, Literatur, Politik und Journalistik des skandinavischen Nordens. 1873. XVI, 339 S.

Brandes, Georg: Goethe og Danmark. (Samlede Skrifter. Kopenhagen. 1881. Bd. 1, S. 266 bis 307.)

Roos, Carl: Germanica. Kopenhagen 1938. 196 S.

Vedel, Valdemar: Georg Brandes og Tyskland. (In Firsernes Førere. Kopenhagen. 1923. S. 137 bis 149.)

Die Grenzfriedenshefte werden herausgegeben vom Grenzfriedensbund (Bund für deutsche Friedensarbeit im Grenzlande) • Für die mit Autorennamen versehenen Beiträge zeichnen die Verfasser allein verantwortlich • Geschäftsstelle: Husum, Woldsenstraße 1 • Alle Anfragen nach dorthin erbeten

Druck: Christian Wolff, Graphische Betriebe GmbH., Flensburg